

Romain
Gary

Lady
L.



Romain P. Gary

Lady L.

Über dieses Buch

Lady Diana L. ist der Inbegriff einer »grande dame«, schön, geistreich, aber auch gern etwas boshaft. An ihrem 80. Geburtstag schockiert sie den alten treuen Freund Percy mit der Erzählung vom armen Pariser Straßenmädchen Annette, das über den Lockvogel der Anarchisten bis zur vollkommenen Dame eine erstaunliche gesellschaftliche Karriere machte. Dank ihrer speziellen Begabung bringt sie es sogar zur Gattin eines echten englischen Herzogs, ohne die große alte Liebe zu dem Anarchisten Armand zu vergessen... Bei so viel Charme überrascht es nun nicht mehr, daß Lady L. damit ihr eigenes abenteuerliches Leben erzählt hat. Romain Garys Ironie flimmert boshaft über dem ganzen Roman, nichts ist davor sicher, weder die Anarchisten noch die »gute« Gesellschaft, weder die Liebe noch die Politik.

Romain Gary: Lady L. Roman
Deutscher
Taschenbuch
Verlag
Ungekürzte Ausgabe
1. Auflage Juni 1962
6. Auflage April 1968: 101. bis 115. Tausend
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe des Verlages R. Piper & Co. München
Deutsch von Gert Woerner
Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen
Printed in Germany

Lady L. gewidmet

I

Das Fenster stand offen. Das Bukett aus Tulpen und Rosen, das sich in der milden Sommerluft von dem Blau des Himmels abhob, erinnerte sie an Matisse. Selbst die gelben Blütenblätter, die auf das Fensterbrett fielen, schienen sich anmutig für den Pinsel eines Künstlers zu ordnen. Lady L. haßte Gelb. Sie konnte sich nicht erklären, wie die Blumen in die Ming-Vase gekommen waren.

Es hatte eine Zeit gegeben, da jeder Strauß ihr zuerst zur Begutachtung vorgeführt werden mußte. Jetzt nahm sie vieles nicht mehr so genau und zog sich immer mehr zurück. Sie war eben schon sehr alt. In früheren Jahren, vor dem Ersten Weltkrieg, hatte sie sich eigens einen japanischen Blumenmaler aus der historischen Tani-Schule gehalten. Aber die Effekte auf seinen Bildern wirkten reichlich übertrieben. Seine Arrangements hatten etwas Unnatürliches. Er verweigerte den Blumen das Recht, sich frei zu entfalten. Daraufhin hatte sie sich der Blumen selbst angenommen, und ihre Gärten in England wie in Italien waren vielleicht noch berühmter geworden als ihre eigene Schönheit.

Aber das alles war lange her.

Lady L. lehnte sich in ihrem Sessel zurück. Eine Hand ruhte auf ihrem Krückstock. Ihr Kopf lag auf dem kleinen Kissen, das sie während der letzten dreißig Jahre auf allen Reisen begleitet hatte. Sie liebte die

Stickerei darauf, die den Garten Eden zeigte, und all die Tiere, die dort so friedlich zusammen gelebt hatten. Sie schaute aus dem Fenster über die Kastanienbäume, die Teiche und Blumenbeete zur Kuppel ihres Sommerpavillons hinüber, die sich scharf gegen den englischen Himmel abzeichnete. Mit seinem Muster aus weißen Wolken und fahlblauen Tupfen ähnelte er den Kleidern, die ihre Enkelinnen trugen: immer streng konventionell und *comme il faut*. Dem englischen Himmel, hatte sie oft gedacht, fehlte es an Temperament. Nicht einmal an regnerischen oder stürmischen Tagen wirkte er dramatisch. Er beherrschte sich auch dann noch. Es war ein Himmel, der gut zur besseren Gesellschaft paßte, zu guten Manieren und wohlherzogen Kindern. Im Augenblick verlangte sie allerdings nichts anderes von ihm, als daß er noch eine Weile den zarten blauen Hintergrund über der Kuppel des Pavillons bilden sollte. Stundenlang konnte sie so am Fenster sitzen, hinaus schauen und still vor sich hinlächeln. Der Pavillon war in imitiert orientalischem Stil gebaut und erinnerte sie an den Bosphorus und an das Goldene Horn, das sie so sehr liebte. Wie oft hatte sie sich gewünscht, Delacroix hätte ihn noch ausmalen können. Nur sein glutvoller Pinselstrich wäre ihm gerecht geworden. Ich fürchte, ich bin noch immer sehr, sehr romantisch, dachte sie. Sie lächelte wieder dem blau und golden glänzenden Kuppeldach zu – und dann waren plötzlich Tränen in ihren Augen. Doch das kam wohl

nur daher, daß sie schon so alt war. Lady L. war achtzig Jahre, es war ihr Geburtstag, und sie hatte an diesem Tag noch kaum Zeit gefunden, sich ihren Erinnerungen zu widmen, der einzigen Gesellschaft, die sie nie hatte entbehren können. Ihre dünnen, zarten Lippen zeigten noch immer eine gewisse Jugendfrische. Dieser Mund war einst durch seinen Spott berühmt geworden. Aber nun machte sie sich nichts mehr aus ironischen Anspielungen. Sie sah auch keinen Anlaß mehr, sich geistreich zu geben. Die jungen Herren unterhielten sich zwar noch immer gern mit ihr und sahen mit Bewunderung zu ihr auf – jedenfalls jene, die Frauen wirklich verehrten – aber im Grunde war es kein Jahrhundert, in dem Frauen um ihrer selbst willen geliebt wurden.

Die Sonnenstrahlen spielten auf ihrem Gesicht und korrigierten freundlich die Anzeichen des Alters. Die Haut über den Wangenknochen schien sich zu strafen. Das Licht war ihr wohlgesinnt. Sie waren alte Freunde, denn es liebte ja die Schönheit. Dagegen hatte sie selbst nicht mehr viel für ihr Aussehen übrig. Es machte sie verdrießlich. Sie wußte, daß sie nur noch eine *splendid old lady* war, wie sie es nannten. Es war tragisch, daß man sich nach so vielen Jahren, die man damit verschwendet hatte, eine Lady zu sein, auch noch damit abfinden sollte, alt zu werden. Manchmal allerdings war sie sich gar nicht bewußt, daß sie schon achtzig Jahre alt war, und sie begriff nicht, wie ihr so etwas wie Altwerden überhaupt hatte

passieren können. Ihre dunklen, heiteren Augen, ihre Nase, stark, doch auch gerade und hübsch – eine Nase, die man als typisch aristokratisch bezeichnet hatte – und die vollkommene Linie ihres schmalen Halses hatten noch jeden Künstler zum Zeichenstift greifen lassen. Das war ein schöner Gedanke. Aber sie durfte sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß Stil das einzige war, was ihr noch blieb, und daß ihre Schönheit nur noch einen Maler inspirieren konnte, nicht mehr einen Liebhaber. Es ist kaum noch etwas übriggeblieben von mir, dachte sie, nur ein paar klägliche Reste – *des restes*.

Nach fünfundfünfzig Jahren in England dachte sie noch immer in Französisch.

Durch das Fenster zur Rechten sah sie den Eingang des Hauses mit seinen dicken Säulen und der Freitreppe, deren Stufen sich wie graue Lavawellen zum Rasen hinunter ergossen. Sie hatte dieses Haus nie geliebt und eigentlich nie etwas mit ihm anzufangen gewußt. Ich habe immer gesagt, dieser Vanbrugh taugt nichts, dachte sie. Das Haus steht so schwerfällig da. Man kann es geradezu leiden sehen.

Ein Rolls-Royce kam langsam über die Auffahrt, und ihr ältester Enkel, James, stieg aus, protzig und behäbig wie stets. Lady L. beobachtete ihn mit Mißfallen, als er, seine Aktentasche unter dem Arm, die Treppe hinaufging. James war Direktor bei der Bank von England, und er sah auch genauso aus.

Sie haßte Aktentaschen, Bankdirektoren, Familien-

treffen und Geburtstagsfeiern, aber das alles mußte es offenbar geben. Außerdem gehörte es mit zu ihrer Rache. Sie sah noch einmal zu den Kastanienbäumen hinüber. Das sollte dir eine Lehre sein, dachte sie und winkte mit ihrem Stock der goldenen Kuppel zu. Dein Sohn ist der gegenwärtige Duke of Glendale. Dein ältester Großsohn ist Direktor bei der Bank von England, und wenn dir das noch nicht konventionell genug ist, dann denke an Roland, der Kabinettsminister ist, an Anthony, der bald Bischof werden wird, und Richard, der, wenn auch weniger erfolgreich als seine Brüder, Oberstleutnant der Garde ist. Und dabei gab es doch nichts, was du mehr haßttest als die Armee, sagte sie vor sich hin, ausgenommen natürlich die Polizei und die Kapitalisten. Das müßte dir doch eigentlich eine Lehre sein!

Sie hörte leise Stimmen aus dem Nebenzimmer, und ihr fiel wieder ein, daß man dort mit einem viel zu süßen Geburtstagskuchen auf sie wartete und sich fragte, was sie hier draußen wohl tat, warum sie unter dem Vorwand, allein sein zu wollen, plötzlich die Gesellschaft verlassen hatte. Aber sie war gar nicht allein. Sie war niemals allein. Sie warf einen letzten Blick aus dem Fenster und erhob sich dann aus dem Sessel. Abschiednehmen hatte sie immer gehaßt. Sie brauchte sich nicht auf ihren Stock zu stützen. Sie war noch sehr gut auf den Beinen und konnte stundenlang Spazierengehen, wenn auch nur langsam und nicht mehr so wie früher, als sie durch die ganze Welt geilt

war, von einer Sehenswürdigkeit zur anderen, ohne jemals des Schauens, Hörens und Liebens müde zu werden. Aber sie hatte auch ein strenges Pflichtbewußtsein und seit ihrer Heirat stets die Spielregeln der Gesellschaft respektiert. Ein Geburtstag war immer noch ein Geburtstag, selbst wenn es schon der achtzigste war. Sie fand es zwar sehr roh von ihren Angehörigen, soviel Aufhebens davon zu machen, aber die Menschen hatten eben keine Manieren mehr.

Sie stand also auf und begab sich zu ihren Enkeln und Urenkeln. Sie mochte sie nicht besonders gern, bis auf den jüngsten, den kleinen niedlichen Kerl. Er hatte große schwarze Augen und ein so feines Gesichtchen. Sie hatte ihn richtig lieb. Die anderen dagegen rochen nur nach Milch.

Ihr einziger Sohn hielt sich selten in England auf. »Laßt uns die Welt genießen, solange sie noch so verderbt ist!« hatte er auf seiner letzten Postkarte aus Persien geschrieben. Alle ihre Freunde waren jung gestorben. Gaston zum Beispiel, ihr Lieblingskoch, war mit siebenundsechzig dahingerafft worden. Die Leute sterben heutzutage so schrecklich jung, dachte sie. Selbst die Haustiere gehen heute eher ein als zu meiner Zeit. Sie erinnerte sich flüchtig an die große Zahl von Hunden, Katzen und Vögeln, die sie überlebt hatte, buchstäblich Hunderte von ihnen. Die Lebensdauer dieser Tiere war ja so erbärmlich kurz. Deshalb mochte sie zum Schluß auch keine mehr haben -

ausgenommen Old Silly natürlich. Es war einfach zu traurig. Kaum hatten sie angefangen, dir Gesellschaft zu leisten – du hattest dich noch nicht richtig an sie gewöhnt –, schon verließen sie dich wieder. Und sie konnte Trennungen nun einmal nicht ertragen, auch nicht von leblosen Dingen. Zu einigen, scheinbar unbedeutenden Gegenständen hatte sie ein sehr enges Verhältnis. Wohin sie auch reiste, immer begleiteten sie hundert kleine Dinge, was in diesem Zeitalter des Flugzeugs und der Reise mit leichtem Gepäck als überspannt galt.

Sie öffnete die Tür und betrat den Grünen Salon. Er wurde noch immer grün genannt, obwohl er bereits vor vierzig Jahren im Louis Quatorze-Stil weiß und gold getäfelt worden war.

Der erste, der sie freundlich anlächelte, fast ohne ein Zeichen des Vorwurfs – immerhin war sie anderthalb Stunden fortgewesen –, war selbstverständlich Percy, oder Old Silly, wie sie ihn vor weiß Gott wie langer Zeit getauft hatte. Sie empfand manchmal, daß er in seiner Ergebenheit ein bißchen zu weit ging. Das wirkte beinahe schon peinlich. Percy, oder, wie die Welt ihn kannte, Sir Percy Rodiner, der Poeta Laureatus, hatte es fertiggebracht, alle ihre kleinen Lieblingstiere zu überleben, und es gab Momente, in denen sie das bedauerte. Er hatte sich nämlich selbst im Alter nicht gebessert. Wie er so dastand, die Teetasse in der Hand, in seinen gestreiften Beinkleidern, mit Stehkragen, goldener Uhr und weißer Mähne, erin-

nerte er sie an Lloyd George, den liberalen Premierminister, der sie einmal verehrt hatte. Der stammte allerdings aus Wales und konnte deshalb auch witzig und sogar anzüglich sein, Percy dagegen nicht. Dafür war er vielleicht der einzige Schriftsteller von allen, die sie kannte, der es zu wahrem Ansehen gebracht hatte. Das kam vermutlich daher, daß er nie ein richtiges Buch geschrieben hatte. Die Sorge um seinen guten Ruf hatte seine Inspiration gezügelt und sein Talent verringert. Zur Belohnung war er gesellschaftlich avanciert, und sein Vaterland hatte ihm alle Ehren zuteil werden lassen, die es zu vergeben hatte. Trotz dieser offiziellen Anerkennungen war Percy seiner tiefverwurzelten Überzeugung treu geblieben, daß die Schriftstellerei, insbesondere die Dichtkunst, eine frivole Beschäftigung sei. Er hatte sich deswegen immer ein wenig vor sich selbst geschämt und nach Vergabung gesehnt, vor allem, weil sein berühmtestes Werk ein Band Liebessonette war. Lady L. war es unbegreiflich, wie jemand glauben konnte, in der Liebe Bescheid zu wissen und dabei doch noch ein Gentleman zu sein. Wenn er nur dunkle Augen gehabt hätte und etwas Bosheit im Blick, wäre er ihr schon viel sympathischer gewesen. Aber Sir Percys Augen waren eindeutig blau und änderten ihre Farbe auch nicht mehr. Sie waren mit dem Alter höchstens wäßriger geworden, wodurch sie noch unansehnlicher wirkten. Dennoch war sie gewohnt, ihn um sich zu haben. Wenn sie unpaßlich oder bedrückt war, brauchte sie

nur ihre Laune an ihm auszulassen, und gleich fühlte sie sich wohler. Er hatte sich wider Erwarten länger gehalten als alle Hunde, Katzen oder Vögel, die sie besessen hatte, und nun, da er alt wurde, ein bißchen kindisch und einsam, fühlte sie sich ihm gegenüber in gewisser Weise verantwortlich. Er war jetzt bald siebzig. Sie fragte sich bisweilen, was sie tun würde, wenn sie selbst eines Tages alt werden sollte. Sie konnte sich, wie gesagt, nicht vorstellen, daß ihr so etwas passieren würde, aber man wußte ja nie... Zunächst hatte sie wohl noch ein paar Jahre vor sich, aber dann mußte schließlich irgend etwas geschehen. Was würde ihr anderes übrigbleiben, als sich zu ihren Blumen zurückzuziehen und in einem ihrer Gärten zu leben, irgendwo an der Riviera vielleicht. Blumen kümmern sich nicht darum, ob du alt oder jung bist, dachte sie, und sie haben die Gabe, dich jünger zu machen. Sie setzte ein gefrorenes, leicht ironisches Lächeln auf, als sie sich durch den Salon bewegte und sich eine Tasse Tee servieren ließ. Die ganze Familie war versammelt – ein überwältigender Eindruck! Lady L. konnte es manchmal gar nicht fassen, daß sie alle von ihr abstammten, daß sie sozusagen alle ihr gehörten. Ohne sie wären diese zwanzig Leute niemals geboren worden! Eine unglaubliche und nicht unbedingt angenehme Vorstellung. Sie selbst hatte allerdings nur einen Sohn. Also traf sie im Grunde wenig Schuld. Sie trank vorsichtig den Tee und beobachtete aufmerksam und kalt ihre Familie. Es machte ihr sogar

einigermaßen Vergnügen. Du hast selten eine Versammlung von seriöseren und bedeutenderen Leuten gesehen. Wenn du ihnen so einiges erzählen würdest – das gäbe einen Spaß, dachte sie. Ein köstlicher Anblick, die verdutzten Gesichter zu sehen, wenn über diesen Köpfen eine wohlgeordnete Welt zusammenbricht. Sie ruh sich die feierlichen Mienen an, die dezenten Garderoben und die Hände mit den zierlichen Teetassen. Sie horchte auf die höfliche Unterhaltung ringsherum, und es tat ihr leid, daß sie sich damit begnügen mußte, still zu lächeln. Aber loszulaufen wäre nicht am Platz gewesen. Nein, durchaus nicht. Ihre Rache war gelungen, sie hatte Ihr Versprechen gehalten, und nun kam es nicht mehr darauf an, was sie tat oder nicht tat. Sie hätte sich sogar noch einen Liebhaber leisten können, wenn sie nur gewollt hätte.

Sie zog den indischen Schal fester um ihre Schultern. Sie hatte Kaschmir-Schals gern, vielleicht hatte sie aber auch nur gern etwas um ihre Schultern. Seltsam, wie einsam sich Schultern fühlen können, dachte sie, als ob sie gar nicht mehr zu dir gehören. Du glaubst, sie seien Fremdkörper, die irgend jemand vergessen oder hinterlassen hat. Sie empfand wohltuend die behagliche, wenn auch künstliche Wärme des Schals. Die letzten vierzig Jahre ihres Lebens waren nur wie eine Kollektion von Schals gewesen, Hunderte von ihnen hatte sie besessen, aus feinsten Wolle, aus edelstem Kaschmir, die wärmsten und weichsten, die sie

aufreiben konnte. Es sollte einer Frau nicht überlassen sein, sich selbst um ihre Schultern kümmern zu müssen... Aber dann faßte sie sich gleich wieder. Selbstbemitleidung hatte keinen Sinn. Es wäre nicht Pariser Art gewesen, und sie stammte doch aus Paris und was in Wirklichkeit auch nie etwas anderes gewesen als eine Pariserin.

Percy kam auf sie zu und quälte sie wieder mit seiner alten Bitte.

»So ein wunderbares Leben!« sagte er. »So harmonisch und großzügig in jeder Hinsicht. Ich wünschte, du ließest mich deine Biographie schreiben. Sie würde mein Hauptwerk werden, vielleicht das einzige Buch, das mich überdauert.«

In letzter Zeit kannte er nur noch zwei Gesprächsthemen: Entweder bat er sie, ihr Biograph sein zu dürfen, oder er machte ihr einen Heiratsantrag, was geradezu eine Beleidigung war in Anbetracht seines Alters und seiner äußeren Erscheinung. Lady L. sah ihn ernst und abweisend an. Erschütternd, dachte sie, was aus den Menschen so mit den Jahren wird.

»Vielleicht werde ich dich meine Lebensgeschichte schreiben lassen – eines Tages, wenn ich alt bin«, vertröstete sie ihn. »Ich werde heute erst achtzig. Ich fürchte also, du wirst noch eine Weile warten müssen.«

Sie zündete sich eine Zigarette an. Sie rauchte gern. Natürlich inhalierte sie den Rauch nicht. Es genügte ihr schon, daß eine Dame in der Öffentlichkeit über-

haupt rauchen durfte. Sie konnte sich nicht daran gewöhnen, daß es neuerdings erlaubt war.

Die Kinder kamen mit den üblichen Glückwünschen und Geschenken zu ihr, und sie mußte sich wieder umstellen, die übliche Freude und Rührung zeigen. Im Grunde hatte sie Kinder nie gemocht, und am wenigsten diejenigen unter ihnen, die bereits vierzig zählten. Kinder sollen in ihren Kinderzimmern gehalten werden, und wenn man sie dort nicht mehr beschäftigen kann, soll man sie auf jene Spielplätze bringen, auf denen sie sich so gern herumtummeln – Banken, Parlamente, Klubs, Stabsquartiere und ähnliche Einrichtungen –, sonst werden sie lästig, und man weiß nicht, wie man sich ihrer erwehren soll. Sie kommen ständig mit ihren lächerlichen Fragen nach deiner Gesundheit, die völlig zufriedenstellend ist, viel besser als ihre. Oder sie langweilen dich zu Tode mit ihren albernen Problemen: Steuern, Politik, Geld... Es geniert die Herren heutzutage nicht im geringsten, in Anwesenheit von Damen über Geschäfte zu reden. Früher wäre das der Gipfel der Ungehörigkeit gewesen. Noch schlimmer sind sie, wenn sie politisieren oder über den Lebenswandel der Politiker herziehen. Zu ihrer Zeit und in ihren Kreisen wurden Politiker nicht erwähnt. Sie wurden zu Hause einfach nicht empfangen. Höchstens ein paar Staatsmänner konnten sich dann und wann einschleichen. Und heute vergab man sich nichts, wenn man Amerikaner zu Tisch lud! In ihrer Jugend, als ihr erster Gatte

noch lebte, existierten Amerikaner für sie überhaupt nicht; sie waren sozusagen noch gar nicht entdeckt.

Ja, Kinder sind schon eine Plage, dachte Lady L.

Nur gegen ihren kleinen Urenkel hatte sie nichts. Diese hübschen dunklen Augen! Sie setzte ihn gern auf ihren Schoß, wandte sein Gesichtchen der Sonne zu, erzählte ihm eine Geschichte und spielte mit ihm, nur damit sie in seine Augen sehen konnte, die für sie voller Erinnerungen waren... Nein, sie wollte nicht schon wieder sentimental werden.

Inzwischen hatte man unter dem Porträt ihres ersten Gatten einen Sessel für sie zurechtgerückt und den Fotografen hereingerufen. Kein Zweifel, daß das Bild später im *Tatler* oder in der *Illustrated London News* zu sehen sein würde. Man brachte nach jedem Geburtstag ein Bild von ihr. Erstens war sie einst eine gefeierte Schönheit gewesen, und zweitens trug sie einen der ältesten Namen Englands. Sie wußte genau, wie sie dazusitzen hatte. Eine Hand mußte sie auf den Stock stützen und dann majestätisch und wohlwollend in den Apparat blicken... Die vollkommene Urgroßmutter, umgeben von ihren Nachkommen, über ihr das Bildnis des Duke, von Boldini gemalt - und die Herren in ihren Klubs würden die Zeitung aufschlagen, das Foto sehen und beruhigt feststellen, daß die Verbindung zu Englands glorreicher Vergangenheit nicht abgerissen war, daß die großen Tage gar nicht so fern waren und noch nicht ganz vorbei.

Lady L. sah sich den Fotografen an und mochte ihn

sofort nicht leiden. Er war ein unterwürfiger junger Kerl, vor Ehrerbietung so gekrümmt, daß es schon unhöflich wirkte. Er wedelte herum, als wäre sie bereits in fortgeschrittenem Alter. Keine Manieren! Und sie mußte in der würdevollen Pose dasitzen, die man von ihr erwartete, und die freundliche distinguerte alte Dame spielen, wie gewünscht, die großartige Lady L. Aber ein Lächeln hätte sie natürlich verraten, dieses berühmte Lächeln, das so viele Maler, wie John Sargent, Jacques Emile Blanche und Boldini, auf ihren Porträts wiederzugeben versucht hatten. Nicht eines von allen Bildern, die von ihr gemalt worden waren, gefiel ihr. Auf jedem hatte sie einen leichten Anflug von viktorianischer Süßlichkeit. Sie wußte, daß in ihrem Lächeln eine gewisse Grausamkeit lag, aber die Künstler hatten selbstverständlich nie gewagt, dies darzustellen. Dazu waren sie zu höflich und zu gut bezahlt.

Sie hatte von jeher etwas Strenges an sich gehabt, und es hatte sogar Momente in ihrem Leben gegeben, da sie wohl oder übel hatte grausam sein müssen. Sie erinnerte sich an den Ausspruch eines Franzosen: *»Ce/ui qui aime bien, punit bien.«*. Auch bei ihr ging Liebe stets mit Grausamkeit und Härte zusammen. Kein Wunder, schließlich stammte sie aus dem Volk! Sie hatte nie einen Gentleman geliebt, aber alles, was sie von diesen Herren gehört hatte, ließ sie zweifeln, daß sie hitzig und grausam lieben konnten. Sie waren viel zu rücksichtsvoll oder ganz einfach mittelmäßig. Sie

hatte zwar einige Engländer kennengelernt, die Draufgänger waren, doch leider nur beim Trinken und beim Spiel, nicht in der Liebe.

Die Aufnahme war gemacht, das übliche Gemurmel gedämpfter Unterhaltung setzte wieder ein, und man reichte abermals Tee. Was sollten sie sonst auch anfangen, die Engländer? Sie unterhielt sich mit ihren Enkelinnen, die sie dann bis Weihnachten glücklicherweise nicht mehr wiederzusehen brauchte. Keines der Mädchen, die jetzt alle Ende dreißig waren, sah hübsch aus – was sich auch nicht gehört hätte –, und keines wußte sich vorteilhaft zu kleiden – was unentschuldig war. Lady L. sehnte sich danach, ihren Nachmittagsspaziergang zum Pavillon zu machen, aber die Leute hier waren nun einmal ihre Familie, und es gab so etwas wie Anstand. Sie wechselte ein paar Worte mit Anthony, der von allen ihren Großsöhnen am besten aussah. Und gerade er war Geistlicher. So eine Verschwendung! – Aber war nicht doch alles so gekommen, wie sie es sich vorgenommen hatte?

Und wieder, beim Anblick der dezenten Garderoben, der schrecklichen Hüte und Teetassen, die miteinander Konversation machten, wurde ihr Lächeln boshaft, und sie mußte sich zusammennehmen, um nicht laut loszulachen. Sie war nahe daran, diesen Leuten etwas zu erzählen, ihnen einfach alles zu erzählen. Das würde einen ungeheuren Spaß geben! Allein schon das Entsetzen auf ihren Gesichtern, wie sie sich

schämen und einander ungläubig ansehen würden. Aber nein, man durfte sie nicht so erschrecken. Es ging wirklich nicht. Sie wollte das schöne Selbstbewußtsein ihrer Kinder nicht erschüttern. Warum denn? Das lohnte sich gar nicht. Sollten sie doch weiterhin stumpfsinnig und nach alter Tradition, aber erfolgreich hinter Geld und Würden herjagen. Gerade das hatte sie ja gewollt!

Plötzlich hörte sie Jimmy etwas von ihrem Sommerpavillon sagen. Sie horchte auf. »Man will dort eine neue Straße bauen. Also muß er weg«, sagte er.

Schon vor längerer Zeit hatte man sie überreden wollen, den Pavillon sowie einen Teil des Parks zu verkaufen. Wegen der Steuern, nahm sie an. Steuern, das Hauptproblem von heute! Sie hatte sich jedesmal geweigert, diesem Geschwätz auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, und die ganze Angelegenheit mit einem Achselzucken abgetan. Und nun hörte sie zu ihrem Schreck Jimmy sagen, daß die Regierung das Land enteignen wolle, damit die neue Straße gebaut werden könne, und daß der Pavillon abgerissen werden solle. Es würde natürlich eine Entschädigung gezahlt werden, versicherte er. Wie will man mich entschädigen? dachte sie verbittert. Mit diesem Pavillon würde sie etwas verlieren, was durch nichts auf der Welt zu ersetzen war.

»Dummes Zeug«, sagte sie. »Ich denke nicht daran, den Pavillon aufzugeben.«

»Dagegen läßt sich nichts machen, Großmama«,

meinte Jimmy. »Es gibt ein Gesetz – «
Gut, dann würde das Gesetz eben geändert werden müssen. Na und? Schließlich kannten ihre Enkel die maßgeblichen Leute und würden wohl instande sein, dieses lächerliche Problem zu lösen, ohne ihre Großmutter damit zu behelligen. Hundertmal hatte sie ihnen schon erklärt, daß der Pavillon für sie einen großen, nicht materiellen, sondern sozusagen seelischen Wert besitze. Einige ihrer liebsten und privates-ten Eigentümer bewahrte sie dort auf. Und sie wußten doch alle, wie gern sie zu ihrem Pavillon hinüberging, um allein zu sein und von früheren Zeiten zu träumen. Aber zum ersten Male, seit sie von dem absurden Einfall, den Pavillon abzureißen, hatte sprechen hören, ließ die Familie das Thema nicht gleich wieder fallen. Man war nett zu ihr und rücksichtsvoll, aber auch sehr entschieden. Ein Stück Land und der Pavillon müßten weg. Dagegen sei nichts zu machen. Es würde eine öffentliche Empörung geben, wenn die Familie auch nur andeutete, daß sie sich gegen den Bau der Straße, die der ganzen Grafschaft zu besseren Verkehrsverbindungen und Wohlstand verhelfen sollte, zur Wehr setzen werde. Mit den Bauarbeiten wollte man zwar erst in zwei bis drei Monaten beginnen, – trotzdem könne keine Macht der Erde den Pavillon retten. Er müsse verschwinden.
Dieser Gedanke versetzte Lady L. plötzlich in panische Angst. Die Teetasse zitterte so in ihrer Hand, daß sie sie niedersetzen mußte.

»Es muß einen Ausweg geben«, sagte sie. »Es gibt immer einen!« Konnte man denn nicht einfach mit dem Premierminister sprechen? Der alte Herr kannte sie gut. Man sollte ihm nur erklären, daß...

Sie brach ab. Ihr fiel wieder ein, daß sich die Zeiten geändert hatten. Das waren nicht mehr die Tage, da sie einflußreiche Freunde gehabt hatte und sich solche Lappalien auf einer ihrer Wochenendparties erledigt hatten. Damals hatte man sich noch ihren Anordnungen gefügt. Aber das war lange her. Sie hatte ihre Welt überlebt. Sie fühlte sich plötzlich furchtbar verloren, einsam und alt – und selbst dieses Gefühl, wußte sie, wurde nicht mehr respektiert. Auch das Alter galt nichts mehr.

Wenn es den Pavillon nicht mehr geben würde, dann würde es auch sie selbst bald nicht mehr geben. Unter keinen Umständen wollte sie ohne ihn leben. Sie brauchte seine Gesellschaft. Andererseits mochte sie nicht darum betteln oder sich die Mühe machen, ihren Kindern die Sache zu erklären. Sie waren so konventionell, so schwer von Begriff, und sie verstanden vor allem nichts von Liebe. Sie mußte schon allein darüber nachdenken. Vielleicht fand sich doch noch ein Ausweg.

Sie zog den Schal fester um ihre Schultern und verließ ohne ein Wort den Salon. Die Familie war sehr indigniert über ihren verärgerten Abgang, und Lady L. konnte noch einen von ihnen sagen hören: »Sie wird ein bißchen wunderlich. Na ja, sie ist eben

schon ziemlich alt.«

II

Percy war ihr gefolgt, wie stets, wenn sie es ihm nicht ausdrücklich verboten hatte. Er trottete hinter ihr her, noch die Teetasse in der Hand, und versuchte verzweifelt, ihr behilflich sein zu können und sich zu vergewissern, daß sie ihn auch unter Tränen noch freundlich ansah. Sie wußte, daß ein Lächeln von ihr einen großen Augenblick in seinem Leben bedeutete und daß er sich noch an jeden einzelnen Beweis ihrer Gunst erinnerte. Es hatte ja gar nicht so viele gegeben. Immerhin war er ihr bereits seit fünfzig Jahren zugetan, und dafür mußte sie sich ab und zu irgendwie erkenntlich zeigen. Wenn er nicht so ein schrecklicher Snob gewesen wäre, dieser Percy, dann hätte sie ihm vielleicht alles erzählen können. Hinzu kam, daß sie sich keineswegs sicher war, ob Percys Herz, seine Arterien und sein Blutdruck den Schock aushalten würden. Fünfundzwanzig Jahre hatte er warten müssen, bis er in White's Klub aufgenommen und bald danach zum Poeta Laureatus gewählt wurde. Denn jeder hochgeborene Schuft konnte ohne weiteres Klubmitglied werden, während ein Bürgerlicher die vier Kardinaltugenden tatsächlich besitzen mußte. Von da an war Percy langsam zu einem Standbild der Biederkeit erstarrt. Lady L. wußte also, daß sie ein großes Risiko einging, wenn sie ihr Geheimnis verriet. Möglicherweise würde er vor Entsetzen tot umfallen. Andererseits brauchte sie dringend jemand, der

ihr beistand. Irgend etwas mußte geschehen, und zwar sofort. Es durfte nicht soweit kommen, daß der Pavillon abgerissen und alles, woran sie hing, obdachlos wurde. Und eins sprach bestimmt für Percy: nie würde er sie verraten oder im Stich lassen.

»Meine Liebe –«, fing er an.

»Um Himmels willen, Percy, stell die Tasse hin«, unterbrach ihn Lady L. »Wie deine Finger gegen die Tasse trommeln, das klingt ja furchtbar. So sehr habe ich dich noch nie zittern sehen.«

Percy war gekränkt. »Dich weinen zu sehen, hätte mich auch mit zwanzig Jahren schon zittern lassen.«

»Also gut. Aber setz bitte die Tasse hin«, lenkte Lady L. ein. »Und jetzt hör mal zu: Ich bin in einer scheußlichen Klemme –« Nein, so ging es nicht. Sie sah ihn mißbilligend an. »Nun zittern auch deine Knie! Also wirklich, Percy, nach so vielen Jahren in der Gesellschaft von Gentlemen solltest du gelernt haben, deine Gefühle zu verbergen.«

»Du kannst nicht von mir verlangen, daß ich dich leiden sehe, ohne Teilnahme zu bekunden«, protestierte Percy, der für seine Liebessonette preisgekrönte Dichter, »Wenn ich nur die Ursache wüßte –«

»Warte doch! Ich will dir die Sache ja gerade erklären«, sagte Lady L. »Ich bin, wie gesagt, in einer Klemme. Es handelt sich um den Pavillon, aber ich kann es den Kindern nicht klarmachen. Sie bekämen es fertig, die Polizei zu rufen. Sollen sie's tun, das wäre nicht das Schlimmste. Aus einem Skandal würde

ich mir nichts machen. Ich wäre sogar nicht einmal abgeneigt. Aber es gibt in meinem Pavillon gewisse Objekte, verschiedene Gegenstände und so weiter, die du mir unbedingt retten helfen mußt. Sie haben für mich einen sehr, sehr großen Wert als Erinnerungen. Sie haben mit einer Liebesgeschichte zu tun, und ich fühle mich beinahe verpflichtet, sie irgend jemand zu hinterlassen. Warum solltest du es nicht sein? Schließlich hast du ein Buch nach dem anderen mit deinen Liebessonetten gefüllt, und es wird Zeit, meine ich, daß du etwas über die wahre Liebe erfährst.«

Percy sah zerknirscht aus. Er folgte ihr mit gesenktem Kopf, spielte mit dem Band seines Augenglases und murmelte Entschuldigungen. Sie gingen durch die Räume mit den Gemälden von Boucher und Fragonard, dann die Treppe hinunter und durch das Tiepolo-Zimmer - Tiepolo war ihr Lieblingsmaler - zum Südeingang des Hauses. Lady L. wußte nur zu gut, daß Percy sich gern von ihr demütigen ließ. Wie alle schlechten Dichter litt er ausgesprochen gern. Fünfzig Jahre lang genoß er schon seinen Liebeskummer, und die Tatsache, daß eine der schönsten Frauen seiner Zeit, eine wahrhafte grande dame, die Ursache war, gab ihm das erhebende Gefühl, gesellschaftsfähig zu sein. Ihr Verhältnis zueinander war natürlich ganz und gar platonisch, und gesetzt den Fall, sie hätte ihn jemals zu etwas anderem ermutigt, hätte er bestimmt den Verstand verloren und wäre in die Schweiz geflüchtet. Gerade daß seine Liebe nicht erwidert wur-

de, war außerordentlich wichtig für ihn, und sie sollte auch unter allen Umständen unerwidert bleiben, denn nur so war sie statthaft und *comme il faut* und brachte ihn doch mit der Trägerin eines der erlauchtesten Namen Englands in Verbindung, ja, sie verlieh ihm die Aura höchster gesellschaftlicher Vollkommenheit. Lady L. dachte nicht daran, Percy zu entlassen, nur weil er vielleicht ein Narr war. Außerdem lieben Narren nicht fünfzig Jahre hindurch die gleiche Frau. Nein, nur ein Romantiker, ein Mann mit Phantasie. gelangt zu solcher Größe. Was immer seinen Gedichten fehlen mochte, und wenn ihn auch die Inspiration verließ, sobald er die Feder zur Hand nahm – seine alten blauen Augen sahen noch immer liebevoll auf die Angebetete und verrieten mehr Poesie als die meisten Bücher der sogenannten Lyriker, die heute publiziert werden.

Sie durchquerten den Renaissance-Saal, in dem die Tizians und Veroneses – wahrscheinlich die letzten, die sich in England noch in Privatbesitz befanden – wegen der Dunkelheit und der unglücklichen Proportionen des Raumes niemals voll zur Geltung kamen. Mit Vanbrugh hast du nie etwas anfangen können, dachte sie. Er hatte sich sogar gegen eine Lady L. durchgesetzt. An den Häusern, die er gebaut hatte, sah man deutlich, daß er Licht und Schwerelosigkeit verachtete. Es war nur ein Glück, daß er nicht lange genug gelebt hatte, um die Britischen Inseln alle miteinander unter dem Gewicht seiner klotzigen Archi-

tektur im Meer versinken zu lassen. Aber es kam für Lady L. nicht in Frage, ihren Besitz aufzugeben und woanders zu leben. Deshalb hatte sie gegen den deprimierenden Bau mit Hilfe aller Kunstschätze angekämpft, die ihr die Vergangenheit bieten konnte. Das war ihr so gut gelungen, daß ihr Haus bald als das schönste in England galt.

In den letzten Jahren unter Königin Viktoria hatte der Prince of Wales ihr einmal unverblümt zu verstehen gegeben, daß in ihrem Haus die Schönen Künste lauter triumphierten, als dem Ansehen seiner Besitzerin wohl anstünde, oder ob sie etwa leugnen wolle, daß manches, was unter italienischer Sonne vollkommen natürlich scheine, unter englischem Himmel leicht anstößig wirke? Doch die Sammlungen, auf die er angespielt hatte, waren ihr schon lange nicht mehr so wichtig wie früher. Nicht einmal mehr Tiepolo, der gerade darum so reizvoll war, weil er die Kunst nie so grimmig ernst genommen hatte. Seine Engel und Heiligen erinnerten, wie sie so in den Lüften schwebten, eher an einen Walzer von Strauß als an Johann Sebastian Bach, und das entsprach vollkommen Lady L.s Auffassung, daß die Schönheit nie ohne den Ausdruck von Lebensfreude dargestellt werden sollte. Für sie war die Kunst nicht dazu da, die Welt zu retten, sondern sie nur etwas erträglicher zu machen. Ein Künstler, der stets die höchste Vergeistigung erstrebte, war für sie, selbst wenn er sein Ziel erreicht hatte, nur ein Langweiler. Vielleicht war sie zu sehr Frau, um

Würde und Unsterblichkeit richtig schätzen zu können. Eleganz und Heiterkeit einer Darstellung waren ihr wichtiger. Sie zog das Gefällige, Gefühlsbetonte vor. Es paßte besser zu ihr. Sie liebte ihren Boucher und ihren Fragonard, die zarten Grisaille-Malereien und italienischen Trompe L'Oeil-Bilder, die die dicken Wände zu einem anmutigen Panorama zu öffnen schienen. Kunstwerke, dachte sie, sollten wie Liebhaber sein. Man sollte sie streicheln können, anstatt in Ehrfurcht vor ihnen zu erstarren. Die Künstler, die ganz davon erfüllt waren, ein unsterbliches Meisterwerk zu schaffen, kamen ihr genauso vor wie die Denker oder Idealisten, die um jeden Preis die Welt verbessern wollen – und sie hatte nun einmal keine Geduld mit Idealisten.

Im Sommerpavillon bewahrte sie alle Arten von Nippes, türkischen Souvenirs, kleinen, wertlosen Bildchen und verrückten Möbelstücken auf. Sie liebte solche Sachen, und wenn man sie gefragt hätte, wie sie, deren Geschmack unter den Kunsthändlern der ganzen Welt beinahe einen legendären Ruhm genoß, für diesen Plunder schwärmen konnte, für diesen romantischen Schund, Postkarten, Stickereien, kleine Teppiche, Liebesszenen im Mondschein, orientalische Wasserpfeifen, kitschige Ansichten vom Bosphorus und tausend andere Sächelchen, die alle zusammen den Pavillon wie eine dicke Scheibe türkischen Honigs erscheinen ließen, hätte sie nur geantwortet: »Das alles hat für mich einen großen Gefühlswert,

verstehen Sie?» Und nun wollte man ihr den Pavillon wegnehmen, ihn abreißen und damit alle ihre Schätze zerstreuen, die sie so sehr liebte, man wollte sie dieser Zuflucht berauben, in der sie jeden Tag einige Stunden lang glücklich und sehnsüchtig ihren Erinnerungen nachhing.

Sie gingen inzwischen die Treppe am Südeingang hinunter. Percy bot Lady L. den Arm an, aber sie tat so, als sähe sie es nicht. Sie lehnte diese Geste ab, die noch vor ein paar Jahren sehr artig gewesen wäre, während sie jetzt nur noch wie eine störende Alterserscheinung wirkte. Seine Hilfe brauchte sie für etwas anderes. Sie war entschlossen, den Pavillon zu verteidigen. Von jeher hatte sie für das, was sie liebte, gekämpft. Selbst wenn sie den Pavillon nicht retten konnte, war sie auf jemand angewiesen, dem sie gewisse Gegenstände anvertrauen konnte, und obwohl Percy so klapprig war, würde er doch wenigstens imstande sein, einige Kleinigkeiten in Sicherheit zu bringen. Also mußte sie ihn einweihen. Sie sah keinen anderen Ausweg. Ein zaghaftes Lächeln kam auf ihre Lippen zurück, und ihr Blick hellte sich wieder auf. Einerseits freute sie sich sogar darauf, ihm alles zu erzählen. Er würde so herrlich erschrecken!

»Mach dich auf einen Schock gefaßt«, warnte sie ihn. Er trottete nervös und mißtrauisch neben ihr her. Er wußte, wie unberechenbar sie war. Es war ihm von Anfang an schleierhaft gewesen, wie sie als *grande dame* bisweilen so unmögliche Dinge sagen und gewisse

Ausdrücke gebrauchen konnte. Manchmal lachte sie auf eine Art – ja, wie soll man sagen – direkt vulgär, so daß er sich oft gefragt hatte, wie sie sich in den aristokratischen Kreisen, in denen sie zu Hause war, Redewendungen und sogar Gesten angeeignet haben mochte, die man nun wirklich nicht von ihr erwartet hätte. Zugegeben, sie war schon immer ein wenig exzentrisch gewesen, und sie stammte aus Frankreich! Das besagte natürlich alles. Auch heute noch sprach sie mit leichtem französischem Akzent, der ihr Englisch so charmant klingen ließ, und ihr französisches Blut erklärte vielleicht auch die Lebhaftigkeit ihrer Stimme, ihrer Bewegungen und ihres ganzen Wesens.

»Was ist es denn, meine Liebe!« fragte er vorsichtig.

»Ein schreckliches Geheimnis«, sagte sie. »Ich bin mir noch nicht im klaren darüber, ob du physisch überhaupt in der Lage bist, es zu verdauen. Wie hoch ist denn zur Zeit dein Blutdruck?«

»Normal! Sir Hartley hat mich erst vor kurzem gründlich untersucht.«

Trotzdem fühlte sich Percy unbehaglich. Man war bei Lady L. nie sicher, was sie einem im nächsten Augenblick an den Kopf werfen würde. Seit er ihr ständiger Gesellschafter geworden war, lebte er in dieser Ungewißheit. Davon hatte er schließlich auch diesen ewig erschreckten, nervösen und ahnungsvollen Gesichtsausdruck bekommen. Er sah sie flehend an und spielte wieder verlegen mit dem Band seines Augenglases.

»Bitte, mein Lieber, zeig dich ein bißchen verständig. Ich weiß, du bist ein Gentleman, aber du bist ja auch Schriftsteller, nicht wahr?«

»Diana! Nichts, was du tust oder getan hast, kann jemals tadelnswert gewesen sein. Fünfzig Jahre lang habe ich dich niemals etwas tun sehen, was dir nicht Achtung und Vertrauen eingebracht hätte, dir, deinem verstorbenen Gatten, deinem Namen, deiner ganzen Familie.«

Sie schüttelte den Kopf. Langsam geriet sie in Verzweiflung. Was für ein salbungsvoller Quatschkopf war er geworden! Früher war ihr das nicht so aufgefallen, weil er da immerhin noch gut ausgesehen hatte. Sie hatte ihr Leben lang eine Schwäche für gutaussehende Männer gehabt und ihnen viel verziehen. Bei einigen hatte sie sogar großzügig ignoriert, wie dumm sie eigentlich waren. Wenn sie aber alt wurden und ihr schönes Profil sich in eine klappernde Kinnlade, eine wabblige Nase und trübe Augen verwandelt hatte, dann kam es allein auf den Geist an. Wenn sie erst soweit waren, daß sie nach einem Walzer keine Luft mehr kriegten und sich zum Ersatz für all das, was sie sich jetzt versagen mußten, den Magen vollschlugen, wenn ihre Augen und Lippen ganz ihr Feuer verloren hatten, dann sollten sie wenigstens alle Anstrengungen machen, die Frauen zu verstehen, denn nur so konnten sie vielleicht noch gefallen. Aber wenn du erst einmal achtzig bist, dachte Lady L. kannst du nicht mehr lange herumsuchen. Und Percy, das stand

fest, würde genau das tun, was sie von ihm verlangte. Schade nur, daß er ein so schlechter Schriftsteller war. Große und treue Liebe ist selten auf Erden, und niemand, der sie erfahren hat, dürfte das Recht haben, sie klanglos untergehen zu lassen. Wenn er sie nur beschreiben, sie überliefern und unsterblich machen könnte! Aber er war viel zu penibel und wohlgezogen, um sich mit einer Liebesgeschichte zu befassen. Diese Ausbrüche von Freude und Kummer und die Beschäftigung mit jauchzenden und tief verletzten Seelen würden viel zu aufregend für ihn sein. Sie sah ihn von der Seite an. Mit seiner weißen Mähne, der edlen Stirn und den blauen Augen konnte man ihn ohne viel Einbildung für einen klassischen Barden halten. Vielleicht konnte er wenigstens einige Kapitel ihrer Geschichte aufschreiben, gerade so viel, daß dieser oder jener Leser seufzend das Buch zuklappen und sagen würde: »Diese Frau hat wirklich geliebt!« Sie blieb plötzlich stehen und führte das Taschentuch an die Augen.

»Wenn du Spanier wärest, Franzose, Italiener, irgendwer aus dem Süden«, sagte sie unter Tränen, »dann würde es dir eventuell gelingen – ich bitte dich, Percy, tu, was du kannst! Gib dein Bestes!«

Er sah sie schuldbewußt und abbittend an. Im Grunde war er doch ein netter Kerl! Wenn es in seiner Macht gelegen hätte, sich in einen Franzosen oder gar in einen Italiener zu verwandeln – ihr zuliebe hätte er es auf der Stelle getan, obwohl es, weiß Gott, nichts

Widerwärtigeres für ihn gab als diese Südländer. Er versuchte, irgend etwas zu sagen, doch sie wußte, daß er jetzt nicht die richtigen Worte finden würde. Sie lächelte ihm zu und berührte sanft und versöhnlich seinen Arm.

Dann begann sie zu erzählen.

Es war nur eine halbe Meile bis zum Pavillon, wenn man der Allee zwischen den Kastanienbäumen folgte. Ein kürzerer Pfad führte durch ein Dickicht von Büschen und Kirschbäumen, Flieder und Azaleen, die Lady L.s kleinen Privatdschungel bildeten. Sie hatte einen Teil des Parks absichtlich unberührt stehen lassen. Kein Gärtner durfte dort Ordnung schaffen, jedes Unkraut war willkommen, und die Büsche wucherten über den Pfad, wie es ihnen gefiel. Mehr als alle prächtigen Gärten, die sie besessen hatte, liebte sie diese Wildnis. Aber es war aussichtslos, Percy durch das Gestrüpp zerren zu wollen. Deshalb wählte sie den bequemeren Weg.

Die Sonne schien warm, und der Schatten der Kastanienbäume tat wohl. Das Laub war noch grün. Nur die Blätter, die den Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, schimmerten schon golden. Die schnurgerade gezogenen Blumenbeete, die Teerosen, die in geziemendem Abstand voneinander standen, sich bemühten, möglichst wenig Duft zu verströmen und sehr treffend »Englischer Nachmittag« hießen; die Marmorstatuetten keuscher Nymphen und Kupidos, die eher in ein Kinderzimmer paßten als vor eine verschwiegene

Laube; am Horizont die harmonische Linie der Hügel, die zum Meer abfielen, und der Rasen, der nur auf Kricketspieler zu warten schien – all das war ihr so vertraut, daß es sie weder aufzuregen noch zu bedrücken vermochte. Nur der Anblick der beiden schwarzen Schwäne, die langsam auf dem verträumten Teich dahinglitten, machte ihr stets aufs neue Vergnügen und brachte ein flüchtiges, liebevolles Lächeln auf ihre Lippen.

III

Annette Boudin kam in der Rue de Lappe zur Welt. Ein seltener Zufall, denn die Rue de Lappe war um 1870 herum keine Gegend, wo Kinder geboren zu werden pflegten, obwohl nicht zu leugnen ist, daß dort sehr häufig das stattfand, was man eine Voraussetzung zum Kinderkriegen nennen könnte. Nichtsdestoweniger bekam Annette schon in früher Kindheit die ersten Moralbegriffe eingepflanzt. Ihr Vater, ein kräftig gebauter Buchdrucker, ließ sich allabendlich betrunken und mit glasigen Augen auf dem Rand ihres Bettes nieder, um sie daran zu erinnern, daß es nur drei Dinge gäbe, für die es sich zu leben und zu sterben lohne: *Liberté, Egalité, Fraternité*. Von Anfang an war ihr der bloße Klang dieser Worte verhaßt, nicht nur, weil sie ihr stets mit einer Alkoholfahne entgegenwehten, sondern vor allem, weil in regelmäßigen Abständen die Polizei ins Haus kam, um den Vater abzuholen, der in seiner übertriebenen Begeisterung für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit Mitglied einer anarchistischen Clique geworden war und in der Werkstatt seines Brotherrn heimlich revolutionäre Bücher und Flugblätter druckte. Es war bezeichnend für Annette, daß sie nicht etwa die Polizei haßte, die ihren Vater verhaftete, sondern eben diese drei Worte und das, was sie zu bedeuten schienen. Für Annette waren sie so etwas Ähnliches wie der Absinth, den ihr Vater in ungeheuren Mengen kon-

sumierte, denn diesem Laster frönte er auch noch. Jedesmal, wenn die beiden schnurrbärtigen Gendarmen in ihre Wohnung kamen, um den Vater abzuführen, lief Annette hinaus zu ihrer Mutter, die im Hof Wäsche wusch, und rief: »Liberte und Egalite haben den Vater mitgenommen. Fraternite ist wohl gerade betrunken.«

Wenn er nicht im Gefängnis saß, gab sich der Vater als schwermütiger Mann, der zutiefst unzufrieden war mit der Verfassung der Menschheit. Stundenlang konnte er jedem, der es hören wollte, auseinandersetzen, wie notwendig es wäre, den Herrn Polizeipräfekten zu beseitigen oder auch den Papst. Danach, behauptete er, würde die Welt mit einem Male freier atmen können. Auch über die Liebe wußte er viel zu sagen, wobei er die Ehe als eine typisch spießbürgerliche Einrichtung hinstellte, als einen abnormen Fall von sexueller Selbstsucht. Weil alle Menschen gleich seien, sollten alle Männer sich alle Frauen teilen, ohne daß einer mit der Begründung, verheiratet zu sein, besondere Rechte geltend machen dürfte. »Ehe ist Diebstahl«, verkündete er, »und genauso unberechtigt wie jede andere Form von privatem Eigentum.« Manchmal sagte er aber auch gar nichts, sondern starrte nur teilnahmslos vor sich hin, wirbelte seinen Bart à la Napoleon III. und litt an einer unstillbaren Sehnsucht nach irgend etwas Großem, das sich zum Schluß leider immer als Schnapsflasche entpuppte. Annettes Mutter war Waschfrau und arbeitete in ei-

nem kleinen Schuppen auf dem Hinterhof fünfzehn bis sechzehn Stunden am Tag. Sie wusch die Bettwäsche der besseren Etablissements in der Rue de Lappe, die nicht umhin konnten, ihrer oft stündlich wechselnden Kundschaft Betttücher anzubieten.

Damals ließen sich die Gendarmen in diesem Viertel nur bei Tag sehen. Nachts gehörte das Revier den *Apachen*, wie man damals das Gangstervolk der Pariser Unterwelt nannte, was allerdings auch gewisse Herren der Gesellschaft nicht abhielt, im Abendanzug und schwarzem, seidengefüttetem Cape darüber, den Zylinder auf dem Kopf und das Stöckchen mit dem Elfenbeinknauf schwingend, dort ihre Runde zu machen. Im Gegenteil: für diese blasierten Dandys mit ihren perversen Gelüsten, denen kein Laster verworfen genug war, gab es nichts Anziehenderes als die gefährvolle Finsternis und derbe Gewöhnlichkeit dieser Gefilde. Alle, die sich nach ein paar Minuten Selbstvernichtung sehnten, wurden unwiderstehlich von den dunklen Verheißungen der Rue de Lappe angelockt, wo die Strichjungen, ein Halstuch um den Nacken und manchmal eine Blume zwischen den Zähnen, unbeweglich an den Laternenpfählen lehnten, während auf diejenigen, die natürlicheren Umgang bevorzugten, entlang den Hausmauern Mädchen in hohen schwarzen Stiefelchen warteten.

Lady L. hatte immer über diese Melodramen des neunzehnten Jahrhunderts gespottet, in denen es wegen irgendwelcher Roues oder Lustgreise, die es nach

einem Erlebnis mit noch Unberührten oder Neulingen verlangte, oft zu Mord und Totschlag kam. Sie wußte aus Erfahrung, daß einem richtigen Wüstling, so einem Phantasten mit Zylinderhut, der für das Elend schwärmte und der nach dem Souper seine ehrbare Gattin oder seinen feudalen Klub verließ, um dem Lockruf der Tiefe zu folgen, die Gesellschaft der Verkommenen, des menschlichen Abschaums mehr behagte als ein unschuldiges Blümlein. Der Dandy mit Glacehandschuhen war ein vertrauter Anblick in der Rue de Lappe, er war ihr bester Kunde. Aber er suchte niemals das Laster als reines Vergnügen, es mußte auch hochdramatisch sein, eine Art Kollaps, wenn auch nur für Sekunden, ein Selbstmord und eine bequeme, unstrafbare Form von Mord, eine Befreiung von allen Fesseln der Konvention. Für die kurzen Augenblicke eines apokalyptischen Schreckens, wie er unter den Gaslaternen eingehandelt werden konnte, riskierten einige der vornehmsten Herren von Paris freudig ihre Gesundheit, wenn nicht ihr Leben.

Das alltägliche Treiben in der Rue de Lappe war Annette von der Wiege an vertraut. Sie zeigte sich ihm gegenüber gleichgültig, immun. Kaum hatte sie laufen gelernt, mußte sie auch schon ihrer Mutter bei der Wäsche helfen, woraus dann im Lauf der Zeit ihre Abneigung gegen jede Art von körperlicher Arbeit erwuchs. Ihr Vater gab sich viel Mühe mit ihrer Erziehung. Als sie acht Jahre alt war, brachte er ihr an

Hand der *Principes de l'Anarchie* das Buchstabieren bei, und in dem Alter, da andere Kinder die Fabeln von La Fontaine auswendig lernen, mußte sie stürmische Aufrufe zur Revolution memorieren und sie dem stolzen Vater aufsagen, der dazu beifällig nickte und an seiner stinkenden Zigarre sog. Unermüdlich saß er abends an ihrem Bett und sprach von den geheiligten Menschenrechten und von totaler Freiheit, indes die Mutter sich im Hof mit der Wäsche abrackerte, oft bis nach Mitternacht. Manchmal brachte Monsieur Boudin Freunde nach Hause, mit denen er über die Notwendigkeit diskutierte, eine Bombe ins Parlament zu werfen, um die Bevölkerung aufzurütteln. Annette hätte die menschenfreundlichen Absichten der Männer besser verstanden, wenn sie in den Hof hinuntergegangen wären, um der Mutter zu helfen.

Einmal sprachen sie auch über einen Deutschen namens Karl Marx, dessen Ideen sie besonders heftig verurteilten. Er wollte offenbar allen privaten Besitz enteignen und ihn dem Staat übergeben. Für Monsieur Boudin und seine Freunde war dagegen gerade der Staat sowie jede andere Gesellschaftsordnung die Wurzel allen Übels. Sie schlugen immer wieder mit den Fäusten auf den Tisch und versicherten einander, daß dieser Marx um die Ecke gebracht werden mußte, sogar noch vor dem Papst, wenn es eine wahre Freiheit geben sollte.

Dadurch, daß Annette ihrem Vater still zuhören mußte, während sich die Mutter zu Tode schuftete –

sie starb an Schwindsucht, als Annette erst dreizehn Jahre alt war –, erwarb sie eine große Wendigkeit im praktischen Denken, aber auch eine heftige Abneigung gegen hochtrabende Worte und diese herzbewegenden, idealistischen Gefühle, die ihr Vater mit seiner versoffenen, überschwenglichen Tenorstimme als »höchstes Trachten der Menschenseele« zu preisen pflegte. Annette war vielmehr der Meinung, daß es nicht so sehr auf die Seele ankam wie auf den Körper. Er war es doch, der arbeiten mußte, der litt, schwitzte und starb. Und wenn es stimmte, daß die Seele nach dem Tode weiterlebte, brauchte man sich um sie ja wahrhaftig nicht zu kümmern. Wenn du nur einen kräftigen, gesunden und ansehnlichen Körper hast, dachte sie, wird die Seele schon allein mit sich fertig werden.

Nach dem Tod der Mutter hielt der Vater es für selbstverständlich, daß Annette die Wäscherei übernahm. Sie tat es auch eine Weile und ernährte damit ihren Vater, der ihr zum Dank dafür auseinandersetzte, wie alle Probleme durch die Auflösung der Familie und die Befreiung des Individuums vom Joch der Gesetze aus der Welt geschafft werden würden. Der Übergang zu einer natürlichen Freiheit, erklärte er ihr begeistert, mit umnebeltem Blick und kehliger Stimme, würde sie allesamt glücklich machen wie die Tiere in freier Wildbahn. Annette bügelte die Wäsche und hörte ihm aufmerksam zu. Innerlich hatte sie sich aber schon von seinen Ideen abgekehrt. Sie konnte

sich eine bequemere Lebensweise vorstellen, und obgleich sie sich keine Illusionen über die Mühen und Gefahren ihrer Laufbahn machte, war ihr klar, daß es für sie keine andere Möglichkeit gab, denn sie glaubte nicht, daß ihr Vater und seine Kumpane die Welt wirklich bessern würden.

Sie zögerte noch etwas vor dem entscheidenden Schritt, bis ihr der Vater, als wollte er ihren Entschluß festigen, selbst zu Hilfe kam. Monsieur Boudin trat oft in Annettes Zimmer, die Absinthflasche in der Hand, kippte noch einen Schluck von der grünen Flüssigkeit hinunter und näherte sich dann seiner Tochter, betrachtete sie so voll Verlangen, daß seine Augen aus ihren Höhlen quollen wie die der Kakerlaken, die in der Küche herumliefen, und seufzte dazu seelenvoll. Dann setzte er wieder zu einer langen Rede an gegen »die Institution, die sich Familie nennt«, und erklärte, daß es an der Zeit sei, Eltern und Kinder von diesen bürgerlichen Verwandtschaftsvorstellungen zu befreien. Annette, die schon im Bett war und halb im Schlaf, hörte nicht zu. Sie war viel zu müde und verzweifelt. Aber dann wurden Monsieur Boudins Angriffe auf die Familie eines Abends plötzlich deutlicher und persönlicher. Er trat zu Annette ans Bett und ließ keinen Zweifel mehr darüber, was er damit meinte, wenn er sagte, daß Töchter und Väter ihre Verwandtschaft vergessen und sich freimachen sollten... Nun war es heraus, auf welche Weise er seine Theorien über das Familienleben in

die Praxis umsetzen wollte. Annette griff nach dem Schürhaken und hieb ihn dem Vater über den Kopf. Monsieur Boudin torkelte, wich heulend zurück und verfluchte seine Tochter, die eine Sklavin der bürgerlichen Moral geworden sei. An der Tür raffte er sich noch einmal zu einer Rede auf, schwang die Flasche in der einen Hand, führte die andere zu seinem Herzen und beschwor Annette, die Fesseln der konventionellen Sittengesetze abzustreifen, denn das Glück der Menschen liege in ihrer völligen Freiheit. So lehre es die Natur.

Annette stellte bald fest, daß selbst, wenn sie es gewollt hätte, die Wäscherei nicht länger zu halten war. Sie besaß weder die Kräfte noch die Opferbereitschaft oder vielmehr Resignation ihrer Mutter. Hinzu kam, daß die Ganoven der Rue de Lappe nicht aufhörten, ihr Angebote zu machen. Sie waren bereit, ihr weiterzuhelfen. Warum lehnte sie das faire la vie so eigensinnig ab? Es sei leichtverdientes Geld, meinten sie, und für ein Mädchen wie sie, um das sich niemand kümmert, gebe es keinen anderen Weg und werde es auch nie einen geben. Sie war selbst etwas erstaunt, daß sie dieser freundlichen Aufforderung noch Widerstand entgegensetzte. Nicht, daß sie sich schämte oder Skrupel gehabt hätte, nichts dergleichen. Mit nüchternen Blicken sah sie in die Zukunft. Das Leben hatte sie zu hart getroffen, als daß sie sich noch irgendwelchen Hoffnungen hingegen hätte. Was sie zurückhielt, war eine sentimentale Schwäche für Sau-

berkeit, die wohl daher kam, daß sie in einer Wäscherei aufgewachsen war.

Sie war damals fünfzehn und betrachtete die Lage mit dem bekannten gesunden Menschenverstand der Franzosen, der sie selbst in den verzweifeltsten Situationen, in den tiefsten Tiefen der Leidenschaft, Demütigung, Sehnsucht und Liebe nicht im Stich lassen sollte. Sie hatte schon versucht, in anderen Stadtteilen von Paris Arbeit zu finden, irgendeine anständige Arbeit, egal, welche. In Putzmacherläden hatte sie nachgefragt, in Cafes, Restaurants, Patisserien und auf Wochenmärkten, und dabei erfahren, daß sie in jedem Fall hätte mit einem Mann schlafen müssen. Entweder, um Arbeit zu bekommen oder um nicht gleich wieder hinausgeworfen zu werden. Sie war einfach zu hübsch, um in Ruhe gelassen zu werden. Schließlich sagte sie sich, daß es besser wäre, auf der Straße anzufangen, als dort zu enden, und wenn sie damit anfing, solange sie noch jung und hübsch war, würde sie vielleicht schneller wieder davon loskommen. Nichts war schauerlicher als das Geseufze der Dirnen um die vierzig, die in den dunkelsten Ecken warteten, wo sie kein Lichtstrahl erreichte.

Nachdem sie einmal ihren Entschluß gefaßt hatte, ging sie mit der ihr eigenen unerschütterlichen Zielstrebigkeit daran, ihn zu verwirklichen, und ließ sich auch dadurch nicht irremachen, daß ihr erster Kunde mehr überrascht war als erfreut. Die Herren, die sie nach Hause brachte, mußten mit anhören, wie ihr

Vater nebenan mit lauter Stimme über das ewige Trachten der Menschenseele predigte. Er ging in dieser Beschäftigung so auf, daß er gar nicht zu bemerken schien, von welchem Geld er beköstigt und bekleidet wurde und manchmal eine Flasche Schnaps spendiert bekam. Doch als er immer wieder auf seine weitschweifige, aber unmißverständliche Art das bürgerliche Ideal des Familienlebens angriff, warf ihn Annette kurzerhand aus dem Haus. Jetzt vergaß Monsieur Boudin plötzlich seine redseligen Attacken gegen »diese Institution, die sich Familie nennt«, und rief sogar den Himmel zum Zeugen an gegen die Undankbarkeit seiner Tochter, die ihren einzigen Anverwandten so grausam behandelte.

Wenige Monate später fand man Monsieur Boudin im schmutzigen Seiewasser treiben, ein Messer im Rücken. Erst jetzt kam heraus, daß er als Spitzel für die Polizei gearbeitet und seine anarchistischen Freunde denunziert hatte. So war er zum Beispiel persönlich verantwortlich für die Verhaftung des berühmten Anarchisten Jerome, der die Banque de Paris auf dem Boulevard des Italiens überfallen hatte. Annette wurde auf das Polizeirevier gerufen, um den Toten zu identifizieren. Sie streifte ihn nur mit einem Blick. Sein Gesicht trug noch immer den Ausdruck stolzer Empörung. Dann wandte sie sich zu den beiden Gendarmen. Es waren dieselben schnurrbärtigen Gesellen, die ihren Vater so oft in Arrest geführt hatten und die sie deshalb Liberte und Egalite getauft

hatte. Sie nahm drei Fünffrancsstücke aus ihrer Geldbörse, gab jedem der beiden Gendarmen eines und warf das dritte auf den Tisch.

»Gebt es Fraternite«, sagte sie und ging hinaus.

Sie waren am Teich angekommen. Lady L. blieb stehen und nahm aus ihrer Tasche eine Handvoll Brotkrumen. Sie hatte immer etwas bei sich, um die Vögel zu füttern, und auch stets Nüsse für die Eichhörnchen. Sie beugte sich über das Wasser und lockte die beiden schwarzen Schwäne, die majestätisch angeschwommen kamen. Sir Percy Rodiner wartete, die Arme auf dem Rücken verschränkt und mit leicht vorwurfsvollem Blick. Er ging sogar so weit, eine Spur von Mißbilligung auf seinem Gesicht sehen zu lassen.

»Liebe Diana«, sagte er, »ich verstehe nicht, was diese – gelinde gesagt: geschmacklosen – Personen und Vorkommnisse mit deinem Sommerpavillon zu tun haben und warum du es für notwendig hältst, mir etwas derart Abscheuliches überhaupt zu erzählen. Mir ist unbegreiflich, wie du nur auf so etwas kommst.«

Lady L. schien nicht hinzuhören. Sie fütterte die Schwäne. In jedem ihrer Gärten hatte sie schwarze Schwäne gehalten, und sie wurde nie müde, ihnen zuzuschauen. Das Leben bot so viel Schönes, es war wahrhaftig schwer zu sagen, was man am meisten bewunderte. Aber vielleicht standen für sie die Schwäne sogar an erster Stelle.

»Ja, Annette war ein hübsches Mädchen«, sagte sie

seufzend und streute die letzten Krumen ins Wasser. »Und sie wußte es natürlich auch. Jedesmal, wenn sie sich im Spiegel betrachtete, fühlte sie instinktiv, daß eines Tages die Welt zu ihren Füßen liegen würde. Damals war es noch möglich, eine Welt zu Füßen zu haben... Aber lassen wir das. Wir werden schließlich alle alt. Wie gesagt, sie war sehr hübsch. Ich kann das wohl behaupten, ohne eingebildet zu erscheinen. Es ist ja schon so lange her, – mehr als ein halbes Jahrhundert. Manchmal kommt es mir beinahe so vor, als wäre Annette eine andere gewesen, eine Fremde, nicht ich.«

Sir Percy stand plötzlich da wie in eine Statue verwandelt. Es gab noch andere Statuen rings um den Teich und zwischen den Blumenbeeten: Kupidos und Göttinnen, Apollos und Pansfiguren mit dem Saitenspiel, und Percy schien eine von ihnen geworden zu sein. Sein Gesicht war leichenblaß, sein Mund klaffte weit auseinander, und die Augen unter den edlen Brauen waren wie im Schmerz verzogen. Lady L. bemerkte es mit einer gewissen Genugtuung. Percy hatte ja immer davon geträumt, daß sein Bildnis in Stein gehauen werden würde, möglichst von einem Mitglied der Royal Academy, und im Geist hatte er seine Statue, einen eisernen Lorbeerkranz auf dem Dichterkopfe, schon einen der imposanteren Plätze Londons zieren sehen. Und nun war er sogar schon bei lebendigem Leib zum Monument erstarrt. Vielleicht war sein Gesichtsausdruck im Augenblick nicht gera-

de der, den er der Nachwelt überliefert wissen wollte, aber man konnte nicht alles auf einmal haben.

»Um Gottes willen, Percy! Daß dich nur nicht der Schlag trifft. Nicht hier wenigstens. Das wäre ein bißchen unbequem«, sagte Lady L. »Du siehst momentan genauso aus wie Bonbon, mein weißes Pekineserhündchen, wenn es einen Herzanfall hatte. Sei vernünftig, Percy! Die Sache ist doch furchtbar lange her. Inzwischen ist alles bereinigt. Die Zeit wäscht alles ab, weißt du. Also reg dich nicht auf!«

Zum erstenmal im Lauf seiner langen und tadellosen, mit Takt und Zurückhaltung absolvierten Karriere ließ Percy sich gehen.

»Verdammt nochmal, Diana! Willst du mir wirklich weismachen, dieses liederliche Mädchen und du seien ein und dieselbe Person... Nein, das ist absurd! Ich weigere mich einfach, das zu glauben. Es hat dir von jeher Vergnügen bereitet, deine Mitmenschen zu schockieren, aber diesmal gehst du zu weit. Und ausgerechnet an deinem Geburtstag! Du trägst einen der wohlklingendsten Namen Englands, dein Leben liegt wie ein offenes Buch da, wie ein anständiges, erbauliches Buch, und jetzt möchtest du mich glauben machen – natürlich weiß ich, daß das alles pure Erfindung ist. Trotzdem ist es widerwärtig. Ich denke nicht daran, dir weiter zuzuhören.«

Lady L. nahm ihn sanft beim Arm.

»Komm, Percy, ich habe immer einen Brandy im Pavillon. Du mußt dich etwas stärken. Im übrigen: Wa-

rum sollte ich mir die Mühe machen, etwas zu erfinden? Mein Leben ist aufregender und wunderbarer gewesen als jedes Märchen. Selbstverständlich bin ich Annette oder vielmehr – ich war Annette, und ich war auch hübsch, das kannst du mir glauben. Wenn dich das beruhigt, denk dran, daß sich die ganze Sache im Ausland abgespielt hat. Und nun komm weiter.«

Sir Percy weigerte sich, weiterzugehen.

»Verdammt nochmal«, wiederholte er. »Du hast mich lange genug schlecht behandelt. Ich halte es keinen Augenblick länger aus. Was fällt dir ein, mir solchen Unsinn über dich einreden zu wollen, Diana? Ich fühle mich, wie soll ich sagen, betrogen. Jawohl, ich habe auch meinen Stolz. Fünfzig Jahre bin ich dein ergebenster Verehrer gewesen, und ich erlaube niemand, selbst dir nicht, mir das Bild zu zerstören, zu dem ich bis heute in Ehrfurcht und Liebe aufgeschaut habe. Ich habe dich mein ganzes Leben lang geliebt, und ich habe das Recht, den Gegenstand meiner Liebe zu verteidigen. Wehe, wenn du ihn zertrümmern willst.«

»Percy, ich bitte dich! Stell dich doch nicht so an! Keiner braucht etwas davon zu erfahren bei Boodle's oder White's oder zu welchem Klub du gehörst. Du sollst mir nur zuhören. Ich erzähle dir die Geschichte, weil ich auf deine Hilfe baue, und wenn du mir am Ende immer noch nicht glauben solltest, dann werde ich dir einige Beweisstücke zeigen. Ich habe sie im Pavillon aufgehoben. Mein Gott, was sind die Män-

ner heutzutage prüde! Ich habe zu meiner Zeit noch wirkliche Männer gekannt, solche, die man nicht mit einem Strohalm erschlagen konnte. Erst hast du jahrelang um die Erlaubnis gebettelt, meine Biographie schreiben zu dürfen, und nun, da ich dir etwas aus meinem Leben erzähle, verlierst du gleich die Fassung. Es ist höchste Zeit, daß du etwas über Frauen erfährst, Percy. Du weißt, ich habe manchmal den Verdacht, daß du noch eine Jungfrau bist.«

Percy klemmte umständlich das Monokel ins rechte Auge.

»Diana, ich muß eine Frage an dich richten...«

»Schon gut, ich kann mir denken, was du wissen willst. Gehen wir lieber. Stell dir meinerwegen vor, ich erzählte dir ein Märchen. Glaub mir oder glaub mir nicht, wie du willst. Du mußt mir trotzdem helfen. Selbst wenn es für einen Mann deines Alters etwas beschwerlich ist.«

Eines Abends, als Annette wieder auf Kundschaft wartete, sah sie einen jungen Ganoven auf sich zukommen, der Rene la Valse genannt wurde. Dieser schwächliche, blonde Bursche fungierte damals als Verbindungsmann zwischen der Unterwelt und der Polizei. Eine Reihe von Jahren hindurch herrschte nämlich eine Art Waffenstillstand oder, besser gesagt, ein *Gentleman's Agreement* zwischen den Hütern der Ordnung und den Apachen. Beide Seiten erkannten ihre gleichberechtigte Existenz an. Die Polizei steckte ihre Nase nicht in die Rue de Lappe, und die andere

Partei versprach, daß fortan keiner der Aristokraten-söhne, kein Politiker und keiner der neugierigen Bourgeois mit dickem Portemonnaie seinen Ausflug ins »Milieu«, mit durchschnittener Kehle in der Gosse liegend, beenden würde. Annette erkannte Rene la Valse trotz der Dunkelheit an seinem pfeifenden Atem. Er litt an einer Tuberkulose in fortgeschrittenem Stadium. Dennoch war er einer der besten Java-Tänzer des Viertels. Stundenlang tanzte er ununterbrochen, um dann in der Pause schwer keuchend herauszukommen und sich auf das Trottoir zu setzen, wobei er immerfort japsend wiederholte: »Die Ärzte sagen, ich dürfte nicht tanzen, es schade meiner Lunge.«

Sobald aber die Musik wieder spielte, war er auch schon wieder auf den Beinen und auf dem Tanzboden - eine Rose hinterm Ohr, der Liebling aller Frauen. Sie befriedigten gern seine verschiedenen Bedürfnisse, nur damit er sie beim nächsten *Bal musette* wieder holte. So würde er weitermachen, wußte man, bis ihn einmal ein Hustenanfall mitten im Takt zusammenbrechen ließ.

Dieser René la Valse kam also auf Annette zugelaufen und rief ihr, vor Aufregung oder Schwindsucht nach Luft ringend, entgegen: »Schnell, Annette! Monsieur Lecoeur will dich sprechen!«

Annette blieb stehen und preßte die Hand ans Herz. Sie hatte sofort das Gefühl, daß nun das Schicksal eingriff. Es war genauso, wie sie es sich immer vorge-

stellt hatte. Im Innersten war sie ja von Anfang an fest überzeugt gewesen, daß das Leben noch das Beste für sie bereithielt.

Alphonse Lecoeur war zu der Zeit der prominenteste Zuhälter von ganz Paris. Er war keineswegs so ein Louis, der auf der Straße herumlungerte, damit beschäftigt, die Kunden zu zählen, sondern er besaß ein eigenes Haus, Kutschen und Pferde, er spielte leidenschaftlich in den vornehmsten Spielhöhlen von Paris und verlor hoch, er managte ein paar Boxer, nur um etwas für den Sport zu tun, und lernte durch seine vielseitige Tätigkeit englische Lords und junge Leute der französischen *haute volee* kennen, die diesen Umgang nicht unter ihrer Würde fanden, solange die Canaille nur Stil hatte und Geld. Er erpreßte sowohl den Chef der Polizei höchstpersönlich als auch die Spitzen der Gesellschaft, und das Resultat war, daß er für die Polizei als unantastbar galt. Bei seinem Aufstieg aus der Gosse, hieß es, waren ein halbes Dutzend Rivalen auf der Strecke geblieben. Schon seine äußere Erscheinung machte überall den gewünschten Eindruck, besonders auch in gewissen Sportskreisen. Er war stämmig gebaut und hatte Schultern wie der steinerne Zuavesoldat am Pont de l'Alma, nur daß bei Lecoeur von oben bis unten alles Fleisch war. Seine Wangen waren ziegelrot, seine buschigen Augenbrauen waren das Pendant zu einem Schnurrbart, der wie eine schwarze Barriere das Gesicht zweitheilte. Er hatte scharfe und seltsam leuchtende Augen. Pupille und

Iris waren von gleichmäßigem blitzendem Schwarz. Wie stets präventiös gekleidet, in braun-schwarz kariertem Anzug, roter Weste, die goldene Uhrkette deutlich sichtbar, die Finger schwer mit Rubin- und Diamantringen behangen und den braunen Derbyhut verwegen auf einem Ohr, stand er unter einer Laterne und rauchte, während er auf Annette wartete, eine seiner berühmten Zigarren, die er nie aus dem Munde nahm.

Ihm zur Seite war sein ständiger Begleiter, ein irischer Jockey, der aus unerfindlichen Gründen Sapper genannt wurde, in Ganovenkreisen aber noch lustiger, wenn auch umständlicher, Saperlipopette. Er trug Sportkleidung und auf seinem länglichen Kopf eine Schirmmütze. Sein Gesicht zeigte einen kaum veränderlichen Ausdruck von Protest und Vorwurf, der dadurch noch verstärkt wurde, daß er den Kopf schief halten mußte. Er konnte seinen Nacken nicht bewegen, ohne den ganzen Körper zu drehen. Einst war er der berühmteste Jockey Englands gewesen, bis er sich in Paris beim Rennen um den Grand Prix du Bois das Genick brach. Seit er wieder auf den Beinen war, trieb er hilflos durch die Stadt, vergessen von seinem Brotherrn, einem Lord, dessen Pferde er zu manchem Sieg geritten hatte. Schließlich nahm sich Alphonse Lecoeur seiner an; weniger aus Barmherzigkeit als vielmehr, weil es seinem Größenwahn schmeichelte, daß seine Statur neben dem zwergenhaften Jockey noch kolossaler wirkte. Bald waren die beiden unzer-

trennliche Freunde, das heißt: Sapper bewies Lecoeur jederzeit seine tiefste Ergebenheit und Dankbarkeit.

Das waren also die beiden Herren, die sich Annette ansehen wollten. Lecoeur löschte wortlos seine Zigarre aus, während Rene la Valse sich in eine dunkle Ecke verzog, um von dort zu beobachten, was der große Lecoeur weiter vorhatte.

Erst viel später erfuhr Annette, wie er auf sie aufmerksam geworden war. Die erfahrenen Blicke seiner Kundschafter hatten die Neue in der Rue de Lappe, ihre außergewöhnliche Schönheit und Grazie, entdeckt, kaum daß Annette das Gewerbe aufgenommen hatte. Aber sie war ihnen nicht nur aufgefallen, weil sie hübsch war. Hübsche Mädchen gab es in Paris genug. Das war es ja gerade, was die Wahl so schwierig machte. Für Lecoeurs Ansprüche reichte Schönheit allein nicht aus. Ihm kam es ebensowohl auf eine schnelle Auffassungsgabe, auf Lerneifer, ein gutes Gedächtnis, Natürlichkeit, Ehrgeiz und eine nicht zu knappe Portion Mut an... Denn in Alphonse Lecoeurs Leben war kurz zuvor eine verheißungsvolle Wendung eingetreten. Auf der Höhe seiner Macht, als er, gefürchtet von der Polizei wie von der Unterwelt, beiden nur noch seine Forderungen zu diktieren brauchte, hatte er auf einmal empfunden, daß dies nicht alles sein konnte. Zehn Jahre erfolgreicher Kriminalität hatten ihn darauf gebracht, daß er keine Durchschnittsbegabung war, sondern hoch über der Masse stand, ein Mann, zum Führer geboren und be-

rufen, aufzubauen wie zu zerstören. Nur wußte er leider nicht, wie er die Macht, die er in Händen hielt, nutzen sollte. Er war kein Intellektueller, hatte nie ein Buch gelesen, aber nun begann er, nach einer geistigen Rechtfertigung seiner Laufbahn zu suchen, nach dem Sinn seines Lebens. Je länger er über eine verstandesmäßige Entschuldigung für seine Vergehen nachdachte, desto überzeugter wurde er, daß er von Anfang an einem Ziel gefolgt war, und wenn er auch nicht genau sagen konnte, was das für ein Ziel war, so gab es doch in diesen achtziger Jahren in Paris genug Leute, die gern bereit waren, ihm zu erklären, daß er nur deshalb wider die Gesetze gehandelt hatte, weil er tief im Herzen ein Feind aller organisierten Gesellschaft war, ein Gesetzloser oder: ein Anarchist.

Einer dieser wortgewandten Anarchisten war der junge Armand Denis.

Armand Denis war der einzige Sohn einer angesehenen, gutbürgerlichen Familie in Rennes. Als Jüngling war er fromm und dem Mystischen zugeneigt. Seine angeborene Rednergabe gereichte der Jesuitenschule, die er besuchte, zur Ehre und schien ihn zum Priester zu prädestinieren. Man schickte ihn auf ein theologisches Seminar nach Paris, und dort, in der Hauptstadt, sollte er alsbald unter dramatischen Umständen seinen Glauben verlieren. Wie er später in seinem Buch *Age de la Revolte* schrieb, geschah es auf seinen Streifzügen durch die Elendsviertel, wo er mit Betrunknenen, Prostituierten, Bettlern und anderen He-

runtergekommenen zusammentraf. Plötzlich überkam ihn ein unbändiger Haß gegen die Ungerechtigkeit, gegen Armut und Leid, Hilflosigkeit und Schmutz um ihn herum, und sein Glaube wurde verdrängt durch den Entschluß, nicht bis zum Jüngsten Tag auf die Gerechtigkeit warten zu wollen. Er beschäftigte sich eifrig mit den großen Streitern gegen das Unrecht auf Erden, mit Proudhon, Reclus und auch mit Karl Marx, aber sie verdrossen ihn eigentlich alle und ließen ihn unbefriedigt. Sein Verlangen nach absoluter Gerechtigkeit, die er fortan nicht mehr bei Gott suchen wollte, war so groß, daß ihm diese Schriftsteller allesamt zu gemäßigt und tolerant vorkamen. Vor allem Karl Marx lehnte er von vornherein streng ab. Dieser Deutsche dachte noch in solchen Begriffen wie »Gesellschaftsordnung«. Das war für Armand in seinem Drang nach völliger Freiheit – die er einst in seiner frommen Kindheit für die Seele im Himmel erhofft hatte, die er aber nun auch für den Körper und für den Geist forderte – unannehmbar und falsch. So fand Armand weniger in den Schriften dieser trotz allem noch harmlosen Apostel der Anarchie als in seinem eigenen Kopf die Anregungen für seine Lehre und seine fernere, leider tragisch endende Laufbahn.

Den offiziellen Bruch mit der Kirche und dem Seminar vollzog er auf höchst peinliche und ein wenig brutale Weise. Eines Morgens, als die Gemeinde in der Kathedrale Notre-Dame auf den Priester und den Be-

ginn der Messe wartete, bestieg ein junger, gutaussehender Mann mit bleichem fanatischem Gesicht und brennenden Augen die Kanzel. Die schwarze Seminartracht hob seine Blässe noch hervor, und für einen Augenblick herrschte atemlose Stille in der Kirche. Der Anblick der schönen Gestalt hatte alle in Schrecken versetzt. Es war, als wäre unverhofft ein dunkler Engel über den Gläubigen erschienen, der plötzlich seine Arme in die Luft streckte, damit alle sehen konnten, was er in seinen weißen Händen hielt – es war eine tote Ratte. Er hatte sie am Schwanz gepackt.

»Seht her, Gott ist tot!« rief er dazu mit einer Stimme, die die ganze Kathedrale mit Haß zu erfüllen schien. »Gott ist tot! Die ihr freie Menschen seid und guten Willens: euer Schicksal liegt in euren eigenen Händen!«

Der Gotteslästerer wurde unverzüglich ergriffen und ins Gefängnis geworfen, später dann auf Eingabe seiner Familie, die ihn für wahnsinnig erklärte, einige Monate lang in die Anstalt Sainte-Anne gesperrt, wodurch nicht nur seine Angehörigen vor Unannehmlichkeiten bewahrt wurden, sondern auch seine Lehrer, die ihn erzogen und so große Hoffnung für seine Zukunft gehegt hatten. Der entwürdigende Aufenthalt im Irrenhaus erfüllte Armand Denis mit neuer Bitterkeit und bestärkte ihn nur in seinem Vorhaben, die Welt von Grund auf umzugestalten. Er war entschlossen, die Menschheit von allem Gemeinen zu

befreien, und es gab nichts Gemeineres für ihn als Ungerechtigkeit, Armut, Polizei, Autorität und Geld. Damit war sein anarchistisches Credo gesprochen, dem er niemals untreu werden sollte. Seine Familie beabsichtigte, ihn in der Anstalt zu lassen, bis der Vorfall in Vergessenheit geraten war und bis Armand selbst Reue über seine Untat zeigte. Soweit sollte es jedoch nicht kommen. Es war nicht sehr schwierig, aus Sainte-Anne zu entfliehen, aber nun saß Armand allein auf der Straße, ohne Geld, ohne Freunde, hungrig und gequält von der Ungeduld, die Welt zu ändern. Die Passanten starrten verwundert auf den blaßgesichtigen Jüngling in zerlumpten Kleidern und mit wirrem Haar, dessen glänzende Augen zu einem fernen Horizont sahen, an dem sich sein Traum von Gerechtigkeit und weltumspannender Liebe zu verwirklichen schien. Er hielt sich am liebsten in den ärmsten und verrufensten Gegenden von Paris auf, wo man sich leicht verstecken und schnell Freunde finden konnte. Dort mischte er sich unter die Kriminellen, die nach seiner Auffassung nur Opfer und Feinde der Gesellschaft waren und deshalb seine Verbündeten. Sie gaben ihm zu essen und etwas anzuziehen, klopfen ihm ermutigend auf die Schulter. Im übrigen amüsierten sie sich über seine leidenschaftlichen Vorträge, mit denen er ihnen erklären wollte, daß sie tief in ihrem Inneren verhinderte Idealisten seien, die nur darum zu Verbrechern geworden waren, weil sie keinen anderen Weg sahen, ihre Ver-

achtung für die Bourgeoisie abzureagieren. Obwohl es ganz wohltuend war zu hören, daß jeder lausige Taschendieb in Gedanken einen sozialen Zweck verfolgte, daß jeder Ganove unbewußt ein idealistischer Rebell war und jedes Straßenmädchen ein Opfer des Kapitalismus, nahm man Armand doch nie völlig ernst.

Nur einer hörte ihm wirklich aufmerksam und unermüdlich zu, fasziniert von der flammenden Rede. Das war Alphonse Lecoœur. Was der junge Anarchist da sagte, lieferte dem König der Zuhälter die Argumente für die Rechtfertigung seines bisherigen Lebens, die er so lange gesucht hatte. Genau das war er doch: ein Feind der Gesellschaft, ein Rebell, ein Revolutionär. Daß er ein Zuhälter geworden war, ein Mörder und Erpresser, daran war nur die bestehende Ordnung schuld, gegen die er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln angekämpft hatte. Verbrechen waren nichts anderes als Sabotageakte; die Reichen ausplündern, das war dasselbe wie eine Bombe werfen, und seine Weigerung, nach den herkömmlichen Sitten zu leben, war ein Zeichen von hochanständiger Gesinnung. Lecoœur suchte den jungen Anarchisten in jeder Kneipe, und wenn er ihn gefunden hatte, hörte er ihm gespannt zu, in der Menge verborgen, die dicke Zigarre im Mund, und tat nach außen hin, als amüsiere er sich über ihn genauso wie die anderen. In seiner Begleitung war wie stets der Jockey mit dem steifen Nacken und dem traurigen langen Ge-

sicht. Armand Denis hatte längst gemerkt, daß er einen wichtigen Anhänger gewonnen hatte, aber er bemühte sich, es nicht zu zeigen. Er wollte sich ihm nicht eher nähern, als bis Lecoœur bereit war – bereit, nicht nur ihm zuzuhören, sondern ihm auch zu folgen, nicht nur, um zu helfen, sondern um zu gehorchen.

Armand war damals erst sechszwanzig Jahre alt, und jede Frau, die ihn ansah, empfand für ihn entweder wie eine Mutter oder wie eine Geliebte. Sein Gesicht hatte etwas, das mehr war als männliche Schönheit: etwas, das man einfach lieben und beschützen mußte. Es war hart und zart zugleich, eine harmonische Komposition aus Lippen, Augen und Brauen, und sein Blick schien ständig von einer Erleuchtung erfüllt. Er hatte bereits seine aufsehenerregende Schrift *L'Age de la Révolte* veröffentlicht, und obwohl jede Seite ein Aufruf zum Mord war, waren die Leser meistens mehr von der Poesie und Eleganz seines Stils hingerissen als von seinen finsternen Absichten schockiert. Nicht so die Polizei. Mehrmals hatte man ihn schon wegen aufrührerischer Reden in der Öffentlichkeit und Verbreitung von umstürzlerischer Literatur ins Gefängnis gesteckt.

Die französischen Anarchisten dieser Zeit, die alle unter dem Einfluß von Proudhon, Bakunin und Reclus standen, distanzierten sich offiziell von Armand. Sie waren der Meinung, daß der Übereifer dieses Einzelgängers die Chancen der ganzen Bewegung ver-

darb. Sie lehnten es mithin auch ab, ihn in die französische Delegation für den Anarchisten-Kongreß in London 1881 aufzunehmen. Unverfroren, wie er war, tauchte Armand trotzdem in der entlegenen Gastwirtschaft hinter der Euston Road auf, wo der Kongreß tagte, und beschuldigte die Delegierten, dem staatlich geförderten Sozialismus gegenüber zu nachsichtig zu sein. Mit besonders scharfen Worten griff er den berühmten russischen Freidenker Fürst Kropotkin an, der sich geweigert hatte, Armands Grundsatz von der »Unterweisung in der Chemie« anzuerkennen. Es hieß darin, daß die Hauptanstrengungen der Anarchisten weniger der theoretischen Volksaufklärung als vielmehr der Ausbildung breiter Kreise in der Technik des Bombenherstellens gelten müßten.

In *L'Age de la Revolte* hatte Armand seine Anschauungen eindeutig dargelegt und von da an bis an sein Lebensende an ihnen festgehalten, ohne jemals Kompromisse zu schließen. Praktische Agitation sollte vor Theorie und Belehrung gehen. Es sei viel einfacher, hieß es, dem Volk beizubringen, wie eine Bombe gemacht wird und wie man sie wirft, als es in die Philosophie des Anarchismus einzuweihen. Die bestehende Gesellschaftsordnung müsse radikal zerstört werden, und zwar mit allen verfügbaren Mitteln. Überall solle Unordnung, Aufruhr und Chaos verbreitet werden. »Die Polizei ist kaltzustellen, die Straßen sind unsicher zu machen, die Eisenbahnlinien zu unterbrechen, die Brücken zu sprengen, die Kirchen niederzu-

brennen. Falschgeld muß in Umlauf gebracht werden, um den Wert der gültigen Währung zu verringern. Alle Sozialisten, die für einen organisierten proletarischen Staat eintreten, sind zur Rechenschaft zu ziehen, notfalls zu liquidieren. Es darf keine Klassen geben, keinen Staat, kein Proletariat – nur Menschen, zwanglos, froh und frei«, forderte Armand Denis.

Das einzige Ziel, für das es sich zu kämpfen lohnte, war für ihn: ein schöneres Leben. Das war aber nur zu erreichen, wenn die ganze Menschheit fest zusammenhielt. »Die natürliche Bestimmung aller Menschen und aller Tiere ist, einander beizustehen.« Das war der einzige Punkt, den Armand in Kropotkins Lehre gelten ließ: die Widerlegung von Darwins Theorie vom »Überleben des Tüchtigsten«. Kropotkin konnte sich rühmen, herausgefunden zu haben, daß die verschiedenen Tiergattungen, bevor der Mensch Jagd auf sie machte, in Frieden zusammen gelebt und sich sogar gegenseitig geholfen hätten. Armand Denis teilte die Freude des Fürsten, der nach vielen Nachforschungen im Britischen Museum seine These von der »Natürlichen Brüderschaft« aufstellen konnte. Denn damit war bewiesen, daß alle Lebewesen von Natur aus gutartig und friedliebend waren.

Für eine gewisse Sorte von lauen Gesinnungsgenossen, die sich aus Furcht vor der Polizei ihres Heimatlandes in die liebliche Schweiz zurückzogen und sich dort ihre Credos aufsagten in der Hoffnung, daß das Echo ihrer Worte auf irgendeine Weise doch sein Ziel

erreichen und die Welt in Flammen setzen würde, hatte Armand nur Verachtung übrig. Ihm waren Worte, so anregend sie auch sein mochten, nicht genug. Vielleicht weil er ursprünglich ein Träumer gewesen war, zeigte er sich jetzt als Mann der Tat. Es läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, daß er selbst es war, der 1880 den bekannten Polizeikommissar Antoine niedergeschossen hat. Jedenfalls wurde ihm der Mord zugeschrieben, und das machte seine Stellung unter seinen Freunden, den Kriminellen, ziemlich heikel. Das letzte, was die Unterwelt wünschte, war eine Auseinandersetzung mit der Polizei. Dieser Mord aber bedeutete einen Verstoß gegen ihr Friedensabkommen. Armand mußte also erfahren, daß man ihn, um die guten Beziehungen zu den Gesetzeshütern zu wahren, kurzerhand denunzieren wollte. Nun sah er sich doch gezwungen, an Lecoœur heranzutreten und ihn um Hilfe zu bitten. Er schätzte ihn zwar richtig ein, nämlich als dumm und eingebildet, aber er wußte auch, wie man sich Lecoœurs Größenwahn und Ehrgeiz zunutze machen konnte. War es nicht der sehnlichste Wunsch dieses Zuhälters, seiner Verbrecherkarriere einen noblen Anstrich zu geben und als ein Mann mit Grundsätzen in die Geschichte einzugehen, sozusagen als ein Robin Hood von Paris?

Eines Nachts suchte Armand den Spielsalon auf, in dem Lecoœur die Stunden bis zum Morgengrauen zu verbringen pflegte. Das Lokal wurde von einer rothhaarigen, hakennasigen und weißgepuderten Baronin de

Chamisse betrieben. Eigentlich war sie aber nur das Aushängeschild für den wirklichen Besitzer, Lecoeur. Die Baronin – den Kopf in eine Perücke aus starren Locken eingepackt, ein schwarzes Samtband um den Hals und eine Schildpattbrille in der Hand schwenkend – führte Armand in ein leeres Zimmer. Nach einer Weile trat Lecoeur ein. Er spielte noch mit den Gold-Napoleons, die er eben gewonnen hatte. Armand fing ohne Umschweife zu reden an. Er kannte seinen Mann und wußte, wie man ihn anpacken mußte.

»Es wird Zeit, daß Sie Ihr wahres Wesen zeigen, Monsieur Lecoeur! Ich kenne Leute, die in Ihnen noch immer nur den Zuhälter, den gewöhnlichen Ganoven und Schieber sehen und nicht von selbst daraufkommen, daß Sie nur deshalb das Verbrechen gewählt haben, weil Sie darin die einzige Möglichkeit sehen, die Gesellschaft zu schädigen, die Sie verachten. Ich weiß, daß alles, was Sie unternehmen, Protest ist und Herausforderung. Ihr Name könnte in Kürze von Millionen Unterdrückten auf der ganzen Erde gepriesen und verehrt werden. Sie könnten ein moderner Robin Hood sein, der Feind des Bürgertums, Retter der Armen. Ein Mann von Ihrem Format kann sich doch nicht damit zufrieden geben, daß man ihn fürchtet! Man muß Sie lieben und Ihnen blind nachfolgen. Sie haben schon eine Menge getan, um die Macht der Polizei zu brechen. Aber Ihre Beweggründe und Ihr Programm sind noch unklar, und viele, Mon-

sieur, es tut mir leid, halten Sie auch heute noch für nichts weiter als einen Kriminellen...«

Lecoeur stand an den grünen Spieltisch gelehnt und klimperte mit den Goldstücken. Sein feistes Gesicht war stolzerfüllt. Er glaubte Armand aufs Wort. Er, Alphonse Lecoeur, war tatsächlich eine Persönlichkeit, er hatte Ideale, eine Berufung... Hätte dieser Mann fünfzig Jahre später gelebt, wäre er wahrscheinlich ein Faschist geworden wie andere Kriminelle und einem Mussolini gefolgt, der in seiner Jugend übrigens selbst dem Anarchismus nahestand. Denn es war der nachmalige Duce, der die *Paroles (Fun Revolte des Fürsten Kropotkin ins Italienische übersetzte und sie »mit großer Liebe für die geknechtete Menschheit und mit unendlicher Güte geschrieben«* nannte. Damals, in den achtziger Jahren, gab es für Lecoeur jedoch nur die anarchistische Bewegung, um seine Vergangenheit zu rechtfertigen und seinen Verbrechen ein soziales Mäntelchen umzuhängen. In dieser Nacht erwarb sich Armand einen Verbündeten auf Lebenszeit und einen rührend ergebenen Freund. Vielleicht waren doch edlere Regungen in seinem Herzen als nur Geltungsdrang. Auf eine hilflose, unwirksame Weise versuchte er wohl ehrlich, seinem auf Zerstörung aufgebauten Dasein einen höheren Sinn zu geben. Wie dem auch sei, Tatsache war, daß er fortan hinter Armand stand und dessen Gesellschaft nicht mehr entbehren wollte. Wenn Armand nicht bei ihm war, war Lecoeur schlechter Laune und geradezu un-

nahbar, als ob er von seiner Existenzberechtigung nur in der Anwesenheit des jungen Anarchisten überzeugt wäre.

Zu den geheimen Versammlungen der »Zelle«, die in irgendeiner Dachkammer abgehalten wurden, erschien also neuerdings auch die breitschultrige, hochgewachsene Gestalt Lecoeurs und an seiner Seite der kleine Jockey, auf den er schweigend und mit Genugtuung herabsah, während Armand Anweisungen für die nächste Aktion gab, oder ein gebeugter, grauhaariger und ausgesprochen harmlos wirkender Chemieprofessor vom Lycee Louis Le Grand mit piepsender Stimme einen Vortrag darüber hielt, wie man Bomben in der Küche selbst basteln und ein ganzes Gebäude in die Luft fliegen lassen könne, allein durch eine kleine Manipulation an der Gasleitung.

Die Mitglieder der Zelle waren bunt zusammengewürfelt: da war ein Drehorgelmusikant, der stets sein Äffchen mitbrachte; ein Literaturprofessor von einer der angesehensten Höheren Töchterschulen, dann ein junger Arbeiter mit Namen Villain, der einige Jahre später eine Bombe in die Deputierten-Kammer werfen sollte; ferner Monsieur Poupat, ein amtlicher Kalligraph, der mit seiner schönen Handschrift Diplomatpässe, Sondervollmachten, Ehrenurkunden und andere wichtige Staatsdokumente ausstellte. Alphonse Lecoeur hörte allen aufmerksam zu, nickte manchmal beifällig und unterzog sich von Zeit zu Zeit sogar der Mühe, selbst eine Rede zu halten. Er deutete dann

auf den steifnackigen Sapper, dessen schiefe Kopfhaltung leicht den Eindruck erweckte, als beobachte er die Welt besonders kritisch, und rief mit heiserer Stimme aus:

»Seht ihn euch an, Genossen! Dieser Mann brach sich das Genick im Dienst englischer Lords, die ihn wie einen Hund vor die Tür setzten, als er nicht mehr für sie reiten konnte. Seitdem brennt nur noch ein Wunsch in seinem Herzen, nämlich, Genossen, eine Bombe auf die Rennbahn zu werfen und ein paar von den sauberen Lords zerplatzen zu lassen.«

Im April 1881 explodierte auf dem Rennplatz im Bois tatsächlich eine Bombe. Es regnete graue Zylinderhüte. Drei Rennstallbesitzer und ein englischer Trainer wurden verwundet. Niemand verdächtigte den trübsinnig dreinschauenden Jockey, der sich aus der panisch entsetzten Menge löste, den nächstbesten Zylinder aufhob und mit dieser Trophäe in der Hand den Platz verließ. Ebenso wenig kam man darauf, daß Lecoœur mit dem Attentat zu tun haben könne. Er und sein Begleiter galten als von höchster Instanz protegierte Dunkelmänner, und das genügte, sie von jedem Verdacht auszuschließen. Sie waren zuverlässige Stützen der bestehenden Ordnung, denn sie schmarotzten ja von ihr, hatten auf sie gesetzt wie auf ein gutes Pferd. Was hätte ihnen dran gelegen sein sollen, es zu Fall zu bringen?

Hätte Lecoœur sich damit zufrieden gegeben, Armand nur im geheimen beizustehen, so wäre das seiner Si-

cherheit zuträglicher gewesen. Aber sein übertriebenes Selbstbewußtsein drängte ihn immer stärker in den Vordergrund. Er nannte sich jetzt in aller Öffentlichkeit einen berufenen Führer der Revolution. Seine einflußreichen Protektoren brachte er dadurch in große Schwierigkeiten, und schließlich konnte die Polizei seine Machenschaften nicht mehr länger ignorieren.

Solange er nur ein gewöhnlicher Krimineller gewesen war, hatte man ein Auge zugeedrückt. Sobald aber hinter seinen Worten und Taten politische Motive sichtbar wurden, erklärte man ihn zum Staatsfeind. Seine Gewährsmänner hatten ihn wiederholt gewarnt, doch war er seiner selbst viel zu sicher, um den Ernst der Lage zu erkennen. Er tat alle Warnungen mit einem Zucken seiner mächtigen Schultern ab. Inzwischen bereitete man schon seine Verhaftung vor, eine heikle Maßnahme, die vorsichtig eingefädelt werden mußte. Lecoeur wußte zuviel über zu vieles. Erst als plötzlich einer dieser prominenten bemitleidenswerten Herren, die Lecoeur mit Rauschgift versorgt hatte, an einer Überdosis Opium starb, ahnte er, daß sein Spiel aus war. Trotzdem sah man ihn weiterhin mit Sapper über die Boulevards spazieren und in einer gelben Kutsche durch den Bois fahren, bis Armand sie endlich überreden konnte, zu emigrieren.

Die Schweiz war zu dieser Zeit Asyl und Sammelplatz der Anarchisten aus allen Ländern Europas. Dort durften sie öffentlich auftreten, ihre Zeitungen he-

rausbringen und im Jahr 1881 versuchsweise sogar die erste Anarchistische Internationale gründen. Armand wußte, daß er bei ihren Hauptagitatoren unbeliebt war. Also entschloß er sich, auf eigene Faust weiterzuarbeiten. Er wollte Gefolgsleute und Agenten werben, die sowohl seine besondere Auffassung von Anarchie als auch sein Programm »Praxis geht vor Theorie« anerkannten. Aber um unabhängig zu bleiben und seine ehrgeizigen Pläne durchführen zu können, benötigte er eine Menge Geld.

Auch wer zu Geld kommen wollte, war in der Schweiz am richtigen Ort. Sie war der Lieblingsaufenthalt der Reichen. Die wohlhabendsten Familien Europas pflegten dort der Muße. Rund um die Alpengipfel und die klaren, eintönig-lieblichen Seen traf sich alles, was im Gotha und in Burkes Peerage stand. Armands Plan war sehr einfach. Er dachte an eine Serie gut vorbereiteter Einbrüche, um dann mit dem erbeuteten Geld wirkungsvolle Anschläge auf die Besitzer selbst, die Bankhalter und gekrönten Häupter des Abendlandes, zu inszenieren, die sich in Modebädern und malerischen Sommerfrischen von den Anstrengungen ihres Tyrannendaseins erholten. Armand wußte, daß sie es ihm nicht leicht machen würden. Vor allem brauchte er genaue Informationen von irgend jemand, der mit den betreffenden Herrschaften verkehrte und bereit war, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Er hatte das alles mit der ihm eigenen Gründlichkeit bedacht und war darauf gekommen,

daß es nur einen idealen Partner für ihn geben konnte: eine attraktive Frau mit den Umgangsformen einer Lady, die eine leichte Auffassungsgabe besaß und verständig genug war, seine Lehre in sich aufzunehmen und, nachdem er sie in allem unterwiesen hatte, heimlich und mit dem Eifer eines strebsamen Schülers für ihn arbeiten würde.

Für diese Aufgabe schien eine gewisse Annette Boudin manche Voraussetzung mitzubringen. Deshalb hatte Rene la Valse sie zu Lecoeur beordert, und der wiederum brachte sie in die Rue de Furcy, wo sie Armand Denis vorgestellt werden sollte.

Sir Percy Rodiner mußte sich setzen. Gut, daß eine der in regelmäßigen Abständen aufgestellten Steinbänke in der Nähe war. Er schaffte es gerade noch bis dorthin. Sein Gesicht zeigte heillose Verwirrung und war so blaß, daß Lady L. sich beinahe Vorwürfe machte. Sie hatte nicht erwartet daß er es so schwer nehmen würde. Als sie sich neben ihm niederließ und ihre Hand begütigend auf seinen Arm legen wollte, streifte er sie nur mit einem kurzen entsetzten Blick und rückte etwas von ihr ab.

»Mein Gott, Percy!« sagte sie. »Du regst dich aber auf!« Sie suchte nach einem Wort, das ihn beruhigen konnte.

»Sei vernünftig«, bat sie ihn. »Es ist ja alles längst vorbei. Es wird immer ein England geben!«

Percy erstarrte merklich.

»Ich muß dich bitten, Diana, England aus dem Spiel

zu lassen«, sagte er emphatisch. Seine Augen waren blicklos in die Ferne gerichtet. Er sah aus, als hätte er eine starke Prise genommen. Sein Kopf zitterte etwas, auf seiner Stirn standen kleine Schweißperlen. Percy suchte sein Taschentuch hervor, faltete es auseinander – er hatte von jeher die größten Taschentücher der westlichen Hemisphäre besessen – und tupfte sich die Stirn.

»Das ist natürlich wieder dein verdammter ›Sinn für Humor, wie du es nennst«, sagte er mit schwankender Stimme. »An der ganzen Sache ist kein wahres Wort. Deine Vergangenheit ist allgemein bekannt. Was du da erzählst, ist reine Phantasie. Du bist eine geborene Mademoiselle de Boisserignier. Einer deiner Ahnen hat in der Schlacht von Crecy mitgekämpft.«

»Wir hatten große Mühe, die Papiere so zu fälschen«, sagte Lady L. »Besonders die Schlacht von Crecy mußte überzeugend wirken. Monsieur Poupat, der amtliche Kalligraph, leistete gute Arbeit. Zum Schluß machte sich Armand noch mit Chemikalien drüber her. Wenn ich so zurückdenke: es machte eigentlich viel Spaß.«

Sir Percy klappte den Mund auf, brachte aber keinen Ton heraus. Er holte wieder das Taschentuch hervor, beugte den Kopf in den Nacken und legte das Tuch auf die Stirn.

Der späte Nachmittag war noch warm und sonnig. Süßer Duft wehte von den Heckenrosen herüber, die den Pavillon umgaben, und man hörte Lachen und

Stimmen vom Rasenplatz, wo die Kinder jetzt Krocket spielten.

Das Etablissement in der Rue de Furcy war ein dreckiges Loch und zu dieser späten Stunde bereits für Gäste geschlossen. Es waren nur noch drei Mädchen da, alle in hochgeknöpften Stiefelchen, sonst aber mehr oder weniger entkleidet. Eines von ihnen trug schwarze Spitzenunterhosen bis zu den Knien und ein schwarzes Korsett, über das sich ihre nackten Brüste wölbten. Die beiden anderen Damen waren in grünen, orangefarbenen und gelben Organdy gehüllt. Ihre weißgepuderten Gesichter sahen entgeistert auf den Mann, der am Klavier saß. Annette erfuhr erst später, daß sie an diesem Abend Zeuge von einem der deftigen Streiche gewesen war, für die Armand damals schon berüchtigt war. Der Mann, der da im Abendanzug am Klavier saß, war kein anderer als der größte Pianist seiner Zeit: Anton Krajewski.

Am nächsten Morgen waren die Zeitungen voll von empörten Berichten über seine Entführung. Nach einem exklusiven Konzert für die Pariser Gesellschaft, bei dem jede Eintrittskarte ein Vermögen gekostet hatte, war der Künstler beim Verlassen des Gebäudes von einem Herrn im Frack, mit weißer Schleife, schwarzem Zylinder und seidegefüttertem Cape angesprochen worden. »Er bohrte«, schrieb die Presse, »dem berühmten Virtuosen eine Pistole, die er unter dem Cape verborgen hielt, in den Rücken und zwang ihn, in eine Kutsche zu steigen. Sie brachte ihn zu

einem berüchtigten Bordell. Dort mußte Krajewski für die Prostituierten spielen.«

Als Annette den Raum betrat, hatte der Maestro bereits länger als eine Stunde gespielt. Er sagte später aus, daß er wirklich sein Bestes hätte geben müssen. Der junge Anarchist Monsieur Denis wäre ein veritabler Musikkenner gewesen, der, sobald er, Krajewski, im Anschlag nachlässiger geworden sei, ihn scharf zurechtgewiesen hätte. »Nein, mein Herr! So geht das nicht«, hätte er gesagt. »Ich kann mir denken, daß Sie gewohnt sind, nur für Geld zu spielen, für die Kapitalisten, die sich ein Konzert von Krajewski leisten können. Vielleicht gehören die unglücklichen Damen, die Sie hier sehen, nicht gerade zur großen Welt, aber sie haben ein viel stärkeres Verlangen nach guter Musik, Monsieur, als irgendeiner aus Ihrem verlogenen Galapublikum.«

Armand stand dicht neben dem Klavier, noch immer die Pistole in der Hand. Er lächelte der eintretenden Annette aufmunternd zu und sagte dann ruhig und beinahe traurig: »Kommen Sie herein, Mademoiselle, und lauschen Sie unserem Konzert. Dieser Herr hier hat sein Leben lang nur für Tyrannen gespielt, für Diktatoren, Monarchen und Großverdiener. Ich habe ihn hierhergebracht, damit er einmal auch für die Ausgebeuteten und Verzweifelten, die Erniedrigten und Beleidigten spielt.«

Kr richtete die Pistole auf den Pianisten.

»Spielen Sie, Maestro! Dies ist Ihr erstes sauberes Pub-

likum. Jetzt zeigen Sie einmal, was Sie können!«

Viele Jahre später gestand Krajewski in seinen Memoiren, daß seine Entrüstung damals angesichts einer so tiefen Überzeugung und reinen Sehnsucht nach absoluter und universeller Gerechtigkeit rasch verfliegen sei. Die Stimme seines Entführers habe aufrichtig bewegt geklungen, zugleich hoffnungsvoll und verzweifelt. Dieser junge schwarzgekleidete Mann, der ihn mit der Pistole bedroht habe, sei ein unbeschreiblich hübscher Mensch mit leuchtenden Augen gewesen. »Sein erschütternder Anblick hat sich mir für immer eingepägt«, schrieb der große Pianist. »Nie habe ich mehr in mein Spiel gelegt als in dieser Nacht. Ich zahlte meinen Tribut für das unerreichbare Ideal völliger Gerechtigkeit, das so oft in der Seele junger Menschen glüht und sie zu Asche brennt allein durch die Ungeheuerlichkeit des Gedankens.«

Auf dieselbe Weise engagierte Armand Denis im Lauf seiner Karriere noch eine Reihe anderer Künstler von Weltruf. Auf dem Höhepunkt der Pariser Opernsaison kidnappte er zum Beispiel den Dirigenten Serafini und brachte ihn in ein Landstreicherasyl am Seine-Kanal, dessen Insassen gerade eine allgemeine Floh-jagd veranstalteten. Vor dieser Horde von Gestrauchelten sollte der Maestro – im Frack, den Taktstock in der Hand – ein imaginäres Orchester dirigieren. Stundenlang mußte er wie eine gestikulierende Marionette dastehen und das brüllende Gelächter ertragen, mit dem sein gespenstisches Auditorium die Pan-

tomime begleitete. Man erlaubte ihm nicht einmal, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Diese unwürdige Szene zeigt, wie Armand mit den Jahren grausamer wurde. Sein Ziel rückte in immer größere Ferne, und seine Aktionen ähnelten mehr und mehr Verzweiflungstaten.

Die drei Prostituierten hörten gar nicht zu. Sie hatten genauso Angst wie Krajewski, und auch Annette hatte kaum gemerkt, daß da Musik gemacht wurde. Denn seit sie den Raum betreten hatte, gab es für sie nur noch dieses seltsam hübsche Gesicht von Armand Denis, der nun endlich das Konzert aufhören ließ, den Pianisten der Obhut von Alphonse Lecoœur und Sapper übergab und Annette in das obere Stockwerk hinaufführte. Er hatte sie bis dahin kaum angeschaut. Über die Wendeltreppe gelangten sie in ein ziemlich schäbiges Zimmer. Armand trat ans Fenster, sah in die Nacht hinaus und fing sogleich mit seinem Vortrag an, als wäre Annette gar nicht da und nur der Mond sein Zuhörer.

»Die Kunst ist noch nicht reif für die neue Zeit«, sagte er. »Daß das Schöne nur für wenige da ist, ist schlimm genug. Aber noch schlimmer ist, daß, selbst wenn jedermann daran teilhaben könnte, sie in dieser verdorbenen Welt nur als Opium benutzt werden würde, um die Sklaven ihre Versklavung vergessen zu lassen. Ich hasse und verachte alle diese großen Komponisten, Maler und Dichter, die sich wie Zirkuspferde zur Schau stellen, während neun Zehntel der Erd-

bewohner elend dahinvegetieren. Die Kunst ist ihrem Wesen nach reaktionär. Ähnlich wie der Alkohol hat sie es nur darauf abgesehen, die Menschen eine Weile über ihr Unglück hinwegzuträsten. Die größten Künstler unserer Zeit geben sich dazu her, das Schlechte zu beschönigen. Die Maler, Dichter und Musiker sind freiwillige Helfer der Polizei, und nur dazu da, Zucht und Ordnung aufrechtzuerhalten.«

Er wiederholte diese Rede noch oft während ihrer gemeinsamen Zeit, und Lady L. konnte sie noch heute Wort für Wort auswendig aufsagen. Erst später, als alles vorbei war, kam sie darauf, daß Armand ursprünglich selbst ein begabter Dichter gewesen war, der sich bewußt Schweigen auferlegt hatte. Er wollte keine schönen Verse machen, solange die Welt so schlecht war. Sie mußte zunächst einmal umgewandelt werden. Aber damals in dem fragwürdigen Haus an der Rue de Furcy, als Armand nur in die Nacht hinauszusprechen schien, wie wenn er den Himmel, den er leugnete, doch noch um einen einmaligen Beistand bitten wollte, hatte Annette sich nicht auf seine Worte konzentrieren können. Sie wußte nachher nur noch, daß sie erstaunt auf ihr lautes Herzklopfen gehorcht hatte, daß ihre Augen weit geöffnet waren und wohl wie verzaubert ausgesehen haben mußten. Niemals würde sie diese erste Regung der Liebe vergessen, die sie überfiel, als sie, die Hand erschrocken gegen ihre Brust gepreßt, unbeweglich dastand, ganz im Bann von Armand Denis, dieser ersten erfreuli-

chen Erscheinung in ihrem Leben.

Lady L. weinte. Sie nahm ein Spitzentuch aus der Tasche und führte es an ihre Augen.

»Ach ja«, sagte sie. »Ich sollte nicht.... wirklich nicht!« Sir Percy saß wie versteinert an ihrer Seite. Sein Gesicht hatte einen feierlichen Ausdruck angenommen, der sowohl tief beleidigt als auch entschlossen wirken sollte und etwa der Miene entsprach, die er sonst nur in Englands schwärzesten Stunden aufzusetzen pflegte: zum Beispiel als die ersten Bomben auf London fielen, nach der Versenkung des Schlachtschiffs *Prince of Wales*, als die Labour Party zur Macht gekommen war und als Dicky Mountbatten, der letzte Vizekönig, Indien verließ.

»Armand war das Schönste, was es je gegeben hat«, sagte Lady L. und trocknete ihre Tränen. »Ich habe in den sechzig Jahren seitdem vielen Männern ins Gesicht gesehen, immer in der Hoffnung, in ihnen etwas von seinen Zügen wiederzufinden. Aber das konnte natürlich nicht sein. Gott hatte ihn als ein unwiederholbares Meisterstück geschaffen, selbst wenn dieses Meisterstück dann nicht an Gott glaubte. Ich kann mir nicht helfen, ich bin noch immer in Armand verliebt. Es nützt nichts, daß ich mir sage: ›Vielleicht fanden nur deine Augen allein ihn so schön.‹ Ich weiß es nicht, und es interessiert mich auch nicht. Das einzige, was ich weiß, ist, daß es von dieser ersten Begegnung an keinen anderen Mann mehr für mich gegeben hat, daß überhaupt nichts anderes mehr auf

der Welt für mich zu existieren schien.«

Sir Percy verschränkte die Hände über seinem Spazierstock. Die beiden schwarzen Schwäne glitten langsam zwischen den Seerosen dahin. Die Luft war mild, und Schmetterlinge tanzten über dem Teich.

IV

Lady L. schwieg eine Weile mit geschlossenen Augen. Sie dachte dankbar daran, wie sehr sie doch vom Glück begünstigt worden war. Wenn sie nun als Lady zur Welt gekommen wäre wie so viele ihrer Freundinnen oder zumindest in geordneten Verhältnissen, in einer glücklichen Familie, dann hätte sie zwar nie in der engen Wohnung in der Rue de Lappe hausen müssen, hätte aber auch nie erfahren, wie schön das Leben wirklich sein konnte. Als sie weiterzuerzählen begann, klang ihre Stimme plötzlich so jung und mädchenhaft, daß Sir Percy, der sie immer noch nicht wieder ansah, auf der Marmorbank hin und her rutschte und verlegen hustete.

»Man soll nie bereuen, was geschehen ist«, sagte sie. »Trotz allem, was Armand mir angetan hat, ist er mir bis auf den heutigen Tag das Liebste geblieben, was ich je besessen habe. Bevor ich ihn traf, war mein Leben einfach trostlos gewesen, mußt du bedenken. Ich starrte ihn also unverwandt an, ohne auf das zu achten, was er mir sagen wollte. Ich war so froh, daß ich endlich wußte, warum ich überhaupt geboren war. Ich konnte meine Augen nicht mehr von ihm wenden. Nehmen wir an, es lag an meinem natürlichen Sinn für alles Schöne. Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich jetzt fünfzig Jahre älter bin als damals und mich seitdem ständig allein gefühlt habe. Die meiste Zeit meines Lebens habe ich damit verbracht, mir

alles Sehenswerte anzuschauen, was die Welt zu bieten hat, von Carpaccio bis Giotto, von Capri bis zum Tal der Könige, immer auf der Suche nach etwas, das diese Leere in mir ausfüllen könnte... Aber ich fand nichts. Ich hatte mich einmal verliebt, und das blieb – für ewig.«

Sie schwieg wieder und hielt die Hand vor die Augen. Sir Percy saß bewegungslos da, über seinen Stock gebeugt. »Und was geschah dann?« brummte er unfreundlich.

Lady L. unterdrückte ein Lächeln. Es sah ihm ähnlich, daß er fragte, was *dann* geschah.

Es dauerte nicht lange, bis Annette erkannt hatte, was für ein Mensch dieser junge Revolutionär war. Sie kam zu dem gleichen Ergebnis wie Boremin, der Armand Denis in seiner *Anatomy of Anarchy* später als »naiv« bezeichnete, und zwar merkte sie das, als er jetzt anfang, in einem Atemzug von Gerechtigkeit und Mord, Menschheit und Umsturz zu reden. Das Thema kam ihr bekannt vor. Jedes einzelne Wort glaubte sie schon einmal gehört zu haben. Aber auf einmal empfand sie dasselbe, was ihr einst an ihrem Vater verachtenswert erschienen war, an Armand verehrungswürdig. Mit ihrer angeborenen Intelligenz und echt weiblichen Raffiniertheit erfaßte sie sofort, worauf es diesem dunklen Engel, der ihr das Evangelium der Empörung predigen wollte, ankam, und bemühte sich, genauso zu erscheinen, wie er sie sich wünschte. Vom ersten Augenblick an war sie fest entschlossen,

ihn für sich zu erobern, also nahm sie ihren ganzen Verstand zusammen, um die rachedurstige, ausgebeutete arme Seele darzustellen, die er suchte, dieses Opfer der verhaßten Bourgeoisie, das bereit war, sein Kampfgenosse zu sein und sein Leben mit ihm zu teilen. Jawohl, sie wußte alles über Anarchismus. Ihr Vater hatte ihr eine Menge darüber erzählt, bevor er dann sein Leben für die gute Sache hingab. Erst zwölf Jahre sei sie alt gewesen, als sie ihm das erste Mal geholfen habe.

»Ich beförderte in meinem Waschkorb ein Paket verbotener Flugschriften über die Straße«, erzählte sie. Sie log mit solcher Gewandtheit und versetzte sich so intensiv in ihre Rolle, daß sie selbst beinahe an ihre Worte glaubte, und als sie einige Wochen danach Armand zum Grabe ihres Vaters mitnahm, weinte sie dort tiefbewegt und sogar ohne sich zu verstellen.

Entzückt hörte Armand zu, als Annette von sich selbst sprach, eifrig darauf bedacht, ihm zu gefallen und ihn zu überzeugen, daß sie die Frau war, die er brauchte. War es nicht eine wunderbare Fügung, daß sie sich getroffen hatten? Das Glück hatte ihm einen Menschen zugeführt, der ihm in seiner Mission wie kein zweiter beistehen konnte. Halt: Glück gab es natürlich gar nicht! Es war weder Zufall noch Schicksalsfügung, was sie zusammengeführt hatte, sondern vielmehr der Beweis, daß seine Ideale sich zu verwirklichen und in den Herzen seiner Mitmenschen Wurzeln zu schlagen begannen. Bald würde das Triumph-

geschrei der Massen durch die ganze Welt erschallen. Bald... Er stand da wie der junge Bonaparte, dessen Bild Annette in einem korsischen Cafe auf der Rue de Lappe hatte an der Wand hängen sehen. Seine Stimme klang so erschütternd und siegesgewiß, daß Annette vor Ergriffenheit leise zu weinen begann. Inzwischen sprach Armand von der universalen Liebe. Das war nun freilich das letzte, was sie interessierte. Alles, was sie sich wünschte, war *seine* Liebe. Am liebsten hätte sie ihm über die Wange und das Haar gestrichen, aber sie spielte ihre Rolle weiterhin überzeugend. Sie sah doch, wie überglücklich Armand der Gedanke machte, in ihr den besten Kameraden gefunden zu haben, den er sich vorstellen konnte. Und als sie ihm mit Tränen in den Augen – übrigens aufrichtigen Tränen, sie war tatsächlich nie zuvor so gerührt gewesen – versicherte, daß sie freudig ihr Leben für die gute Sache lassen wolle, nahm er sie endlich in seine Arme – und mehr konnte sie fürs erste nicht verlangen. Sie berührte seine Lippen mit ihrer Hand und lächelte. Es war das erste unschuldige und frohe Lächeln ihres Lebens. Nichts von dem, was sie in ihrem täglichen Verkehr mit Männern gelernt hatte, erschien ihr in diesem Augenblick am Platz, doch irgendwie, vielleicht weil ihre Gefühle echt waren, fand sie sich ohne langes Überlegen in die neue Situation. Sie stellte einfach ihren kalten, entschlossenen Verstand in den Dienst ihres verliebten Herzens. Die ganze Nacht hindurch saßen sie Seite an Seite auf

dem Bettrand, hielten sich bei den Händen und sprachen über die Revolution. Annette war erstaunt über die komische Einfalt und Zurückhaltung ihres feurigen Anarchisten, der sich plötzlich als empfindlicher, sogar verkrampfter Jüngling zeigte, und noch viel mehr wunderte sie sich über ihre eigene Schüchternheit. Es verging eine ungewöhnlich lange Zeit, bis sie den Mut hatte, seine Lippen mit einem Kuß zu schließen. Dann aber war der Bann gebrochen, und bis zur Morgendämmerung waren sie vollauf mit der Entdeckung ihres Glücks beschäftigt.

Als sie wieder in das Lokal hinunterkamen, fanden sie Krajewski, den Pianisten, schlafend auf dem grünen Sofa und den Jockey steif in einem Sessel sitzen und vor sich hindösen, auf den Knien eine Pistole. Lecoeur war gegangen. Armand weckte den Pianisten und brachte ihn zu seinem Hotel zurück.

Bevor Krajewski aus der Tür ging, warf er einen bewundernden Blick auf Annette. »Ich fürchte, ich werde nie wieder so ein reizendes Mädchen unter meinem Publikum haben«, sagte er wehmütig.

Darin irrte er sich.

Einige Jahre vor seinem Tod gab er bei Lady L. ein Hauskonzert und saß bei Tisch zu Rechten seiner Gastgeberin, ohne sie wiederzuerkennen. Worüber sie allerdings keineswegs böse war.

Es war gewissermaßen ein Triumph für Annette, daß Armand in den folgenden Tagen kaum über seine Pläne mit ihr sprach. Schlau, wie sie war, brachte sie

schließlich selbst das Gespräch wieder darauf, denn sie wußte ja, daß er sie nur danach beurteilen würde, mit welcher Hingabe sie zu der guten Sache stand und nicht etwa zu ihrem Geliebten. Armand war sichtlich verwirrt, als er bemerkte, daß er sich, wenn auch nur für wenige Tage, seinem persönlichen Glück gewidmet hatte, und sprach nun über das, was er von ihr erwartete. Er beabsichtigte, in der Schweiz eine neue anarchistische Internationale ins Leben zu rufen. Dazu brauchte er Hilfe. Lecoœur hatte sich überall nach einem hübschen und aufopferungsfähigen Mädchen umgesehen, das Eingang in die Häuser der Kapitalisten finden und bei der Durchführung einer Reihe von lohnenswerten Einbrüchen, die bis ins kleinste vorbereitet werden müßten, behilflich sein könnte. Eine junge, wohlzogene Dame würde man kaum der Zugehörigkeit zu einer Anarchistengruppe verdächtigen, und das würde ihr erlauben, sich frei in der Gesellschaft zu bewegen und die nötigen Informationen zu sammeln. Ihre Arbeit, sozusagen hinter den feindlichen Linien, würde für die Bewegung von unschätzbarem Wert sein. Sie mußte nach außenhin als ein anerkanntes Mitglied der privilegierten Klasse leben. Ihr erster Coup stand schon fest: die Ermordung des Großfürsten Michael von Bulgarien, der in seinem Land den Aufstand der notleidenden Bauern blutig unterdrückt hatte und dann zur Erholung in die Schweiz gefahren war. Ein bulgarischer Genosse sollte das Vorrecht haben, den Fürsten niederzuma-

chen, aber für die komplizierte Zurüstung eines solchen Attentats war die ganze Bewegung verantwortlich.

Lady L. glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. Sir Percy Rodiner war ein höchst abgeschmackter Fluch entfahren. Es klang wie Gebell. Sie sah ihn indigniert an, und wirklich ähnelte er in diesem Moment jenen ehrenwerten Staatsmännern des Empire, die die Karikaturisten des *Punch* so gern als wütend kläffende Bulldoggen darstellen.

»Hör mal, das war eben sehr taktlos von dir, Percy«, sagte sie.

»Verdammt nochmal, Diana!« wiederholte Sir Percy.

»Willst du behaupten, daß du etwas mit diesem Individuum zu tun hattest, das Michael von Bulgarien umgebracht hat? Mein Gott, der Fürst war doch ein Vetter der Marymounts! Bist du dir im klaren darüber, daß du nie mehr bei Hof empfangen wirst, wenn die Sache herauskommt? Ich nehme in Kauf, daß du ein Straßenmädchen gewesen bist, wie du vorgibst – du kommst aus Frankreich, das besagt alles. Aber was ich wissen möchte, ist: Hattest du wahrhaftig etwas mit diesem Königsmord zu tun?«

»Was meinst du mit ›etwas!‹« fragte Lady L. zurück.

»Ich hatte ganz und gar damit zu tun!«

Sie fing an, sich um Percy Sorgen zu machen. Der arme Kerl hatte ja direkt Schaum vor dem Mund.

»Verdammt! Weißt du nicht, daß der Großfürst tatsächlich in Genf und von einem Bulgaren umge-

bracht wurde?«

»Aber natürlich weiß ich das«, sagte Lady L. mit Genugtuung. »Schließlich hatten wir das ja sorgfältig vorbereitet.«

»Wen meinst du mit ›wir?‹« schimpfte Sir Percy.

»Armand, Lecoour, den Jockey und mich – wen denn sonst?« antwortete sie ungeduldig. »Und im übrigen muß ich dich bitten, nicht so zu schreien. Das sind keine Manieren.«

»Keine Manieren! Und das sagt eine – « Er faßte sich noch rechtzeitig, aber sein Kopf zitterte auf einmal, so daß ein Regen von Schuppen auf seine Schultern niederhing. Lady L. klopfte sie ihm eigenhändig und beinahe zärtlich ab.

»Hast du vergessen, daß einer deiner Enkel Kabinettsminister ist?« fragte Percy böse. »Und daß James einen hohen Posten bei der Bank von England hat? Und daß Anthony kurz vor der Bischofsweihe steht? Und du willst mir einreden, daß ihre Großmutter, eine der angesehensten und erfolgreichsten Frauen unserer Zeit, deren Porträts von Lavery, Whistler und Sargent gemalt wurden und zeitweilig in der Royal Academy gehangen haben, an einem Königsmord beteiligt gewesen ist?«

»Es stimmt, Percy, aber du brauchst es nicht unbedingt überall auszuposaunen«, bemerkte Lady L. und fügte bedauernd hinzu: »Obwohl es einen ganz schönen Spaß geben würde!«

Sir Percy atmete tief und versuchte, seine Fassung

wiederzugewinnen.

»Diana«, sagte er mit leiser, bebender Stimme, »ich muß dich um eine präzise Antwort ersuchen. Hast du bei der meuchlerischen Ermordung eines Vettters ersten Grades der Marymounts, die, wie dir bekannt sein dürfte, mit unserer königlichen Familie verwandt sind, deine Hände im Spiel gehabt?«

»Ja, das habe ich!« sagte Lady L. fest. »Wir hatten alles bis ins kleinste vorbereitet. Leider war Towaroff, der Attentäter, ein ausgemachter Idiot, obgleich er es zweifellos gut meinte. Aber er lief den ganzen Tag mit gezogenem Dolch und völlig von Sinnen in seinem Zimmer herum. Es blieb uns nichts anderes übrig, als ihn einzuschließen, bis es soweit war. Ich hatte durch den Grafen Rautlich in Erfahrung gebracht, wann sich der Großfürst vom Bahnhof zu seinem Hotel begeben würde. Vor lauter Angst, daß in letzter Minute irgend etwas schiefgehen könnte, ging ich noch schnell in eine Kirche und weihte der heiligen Jungfrau eine Kerze. Auf diese Weise verspätete ich mich etwas, und das Attentat hätte beinahe ohne mich stattgefunden. Ich lief zum Hotel des Princes zurück und stürzte auf den Balkon, wo Armand und seine Freunde Plätze reserviert hatten und schon auf mich warteten. Ich ließ mich auf einen weißgoldenen Louis XVI.-Sessel nieder, und Armand reichte mir das Opernglas. Ich hielt aber noch den *Gotha* und Burkes *Peerage* in der Hand. Armand hatte darauf bestanden, daß ich gründlich die Adelskalender studierte, und

ich trug diese beiden dicken Bücher deshalb jeden Tag bei mir. Kurz zuvor waren wir in das erste Hotel am Platz gezogen, damit uns niemand verdächtigen konnte, falls Towaroff verhaftet wurde und der Polizei etwas ausplauderte. Ich saß also da, sah gespannt die Straße zum Bahnhof hinab und aß kandierte Maronen, die mir Armand zur Feier des Tages spendiert hatte. In der Schweiz gibt es übrigens heute noch die besten *marrons glacés*. Es kommt mir jetzt so vor, als hätten wir stundenlang warten müssen. Aber es dauerte, glaube ich, nur wenige Minuten, bis die Equipage vorgefahren kam. Wir winkten und applaudierten, während Towaroff sich aus der Menge der Zuschauer löste, auf den Großfürsten zusprang, der eben ausgestiegen war, und ihm den Dolch ins Herz bohrte. Er stach zweimal zu. Typisch bulgarisch, nicht wahr? Es gefiel mir jedenfalls nicht sehr, wie abscheulich sich dieser Michael auch immer benommen haben mochte. Tausende von Bauern, die aufbegehrt hatten, weil sie Hunger litten, waren von ihm buchstäblich hingeschlachtet worden. Dafür mußte er jetzt dran glauben. Da war nichts zu machen. Von unseren Plätzen aus konnten wir seine Sterbeszene gut beobachten. Durch das Glas sah sie schrecklich nach großer Oper aus.«

Sir Percy schien inzwischen der Schlag getroffen zu haben. Er hielt das Kinn gegen die Brust gepreßt und umspannte den Kopf mit beiden Händen.

Die übliche englische Nachmittagsbeleuchtung, dachte Lady L. Immer gedämpft und diskret, ein Licht, das

immer Angst hat, es könnte störend wirken. Sie sehnte sich nach kräftigen, ruhig ein bißchen kitschigen Farben. Sie haßte dieses vornehme Getue. Aus einiger Entfernung gesehen, mochte man Sir Percy und sie selbst, wie sie da auf der Bank unter dem Kastanienbaum saßen, für ein altes Ehepaar halten, das darauf wartet, von einem impressionistischen Maler porträtiert zu werden. Aber die Impressionisten waren nie ihr Fall gewesen, obwohl ihre Bilder das ganze Haus füllten. Es kam ihr stets so vor, als fehlte es ihnen an Temperament.

Sir Percy hob den Kopf und sah Lady L. erbarmungsvoll an. Gewiß, er tat ihr leid. Besonders seine angegriffenen Augen. Aber sie brauchte nun einmal seine Hilfe, und deshalb mußte er alles erfahren.

»Du willst mich nur aufziehen, Diana. Das war von jeher deine Lieblingsbeschäftigung. Du hast die ganze Geschichte erfunden, weil du weißt, wie nahe ich den Marymounts stehe. Erst letzte Woche war ich mit ihnen zusammen. Reine Phantasie, was du da zum besten gibst, aber ich muß zugeben, ich bin zunächst darauf hereingefallen...«

Lady L. stand auf und zog ihn freundschaftlich von der Bank hoch.

»Komm weiter, Percy. Du hast einen Schluck Brandy nötig. Wir gehen jetzt zum Pavillon, und wenn du mir dann noch immer nicht glaubst, kannst du dort mit eigenen Augen die Beweise sehen. Ich habe alles aufbewahrt!«

Lady L. erinnerte sich an die folgenden Monate stets mit einem leichten Schauer. Sie fand, daß die Arbeit in der Waschküche ihrer Mutter oder der Besuch zahlender Herren auf ihrem Zimmer nur eine Lappalie gewesen war im Vergleich zu der Tortur, eine Dame zu werden. Von früh bis in die Nacht wurde sie unter Armands Aufsicht und mit Hilfe einer Reihe von Hauslehrern und Fachleuten darin unterwiesen, wie sie zu gehen, zu sitzen, zu essen, auszusehen, sich zu kleiden, sich zu bewegen, ja selbst zu atmen habe, und wenn Armand auch immer wieder liebenswürdig versicherte, daß sie die besten natürlichen Anlagen besäße, daß sie eigentlich gar nichts falsch machen könnte und nur noch den letzten Schliff, wie man so sagt, brauchte, sank sie doch oft erschöpft über ihren Schulheften zusammen, in denen sie unter Anleitung von Monsieur Poupat, dem amtlichen Kalligraphen, elegante A's, B's und C's zu schreiben versuchte. Auf die Handschrift gab man damals besonders viel. Deshalb mußte sie täglich mehrere Stunden unbarmherzig üben, so lange, bis Armand mit ihr zufrieden war. »Du wirst so manches *billet doux* an deine aristokratischen Anbeter zu schreiben haben«, sagte er, »und da ich nicht immer zur Stelle sein werde, um das für dich zu erledigen, mußt du diese kleine Kunst selbst beherrschen.«

Nun zeigte sich auch, daß die anarchistischen Lektio-

nen, die ihr der übereifrige Vater schon in früher Kindheit eingetrichtert hatte – das laute Vorlesen aus den Schriften von Proudhon und Louis Blanc, das Auswendiglernen und Rezitieren der markigsten Kapitel über die Soziale Revolution –, nicht umsonst gewesen waren. Annette lernte schnell und gründlich. Nach kurzer Zeit schon war sie so weit, daß man ihr ein komfortables Appartement in der Nähe des Palais Royal mieten konnte, in das sie als Mademoiselle de Cuvigny einzog, eine junge Dame aus der Provinz, die nach Paris gekommen war, um ihr Glück beim Theater zu machen. Das einstige Idol vieler Matinee-Vorstellungen der Comedie Francaise, Monsieur de Tully – jetzt mittellos, vergessen und von einem chronischen Kehlkopfleiden gequält, das seine berühmte wohltonende Stimme, die einmal die großen Theater Europas mit den Versen von Racine und Corneille erfüllte, allmählich in ein trauriges Gekrächz verwandelt hatte –, wurde engagiert, um Annette in der Darstellung von Lebenden Bildern zu unterrichten, einer Kunst, in der sie es dann zwar nicht auf der Bühne, aber im Leben zu größter Vollkommenheit bringen sollte.

Der greise Schauspieler, der natürlich nichts von den Hintergründen dieser Ausbildung ahnte, führte sein »Wunderkind« nur zu gern Monsieur Denis vor, der es sich nicht nehmen ließ, den Übungsstunden seines Schützlings persönlich beizuwohnen. »Ist sie nicht großartig, Monsieur!« rief de Tully am Ende jeder

Probe begeistert aus. »Natürliche Begabung, natürliches Gebaren! Ein Genie, geschaffen, um alle Herzen zu rühren. Mademoiselle, unter meinen Händen werden Sie eine gefeierte Schauspielerin werden. Ich garantiere vollen Erfolg!«

Am schwersten fiel ihr, den unverkennbaren Pariser Straßenjargon loszuwerden, der so sehr zu ihrer Stimme gehörte und durch nichts zu beheben zu sein schien. Und dann der Wortschatz: Sie mußte darauf achten, gewisse Ausdrücke nicht zu gebrauchen, sich andere überlegen, gewählt sprechen... Es gibt nichts Langweiligeres und Qualvolleres als die Aneignung dessen, was schicklich ist, dachte Lady L. später oft. Aber sie vergaß auch nicht die angenehme Seite ihrer Erziehung. Bisher hatte sie nur Bücher gelesen, in denen von Unrecht und Empörung die Rede war. Nun wurde sie auch mit der Schönen Literatur vertraut, mit der *bibliothèque rose*, dem Hausschatz jeder guten Bürgerfamilie. So kam sie, die das Buchstabieren in den rauhen *Principes de l'Anarchie* gelernt hatte, doch noch zur Lektüre der Fabeln von La Fontaine und sittsamen Geschichten für junge Mädchen. Ihr angeborener Schönheitssinn half ihr, sich die richtigen Umgangsformen anzueignen, und bald hatte sie entdeckt, daß das ganze Leben im Grunde nur eine Stilfrage war, besonders auf *einem* Gebiet, auf das sich der delikateste Teil ihrer Ausbildung erstreckte. Annette hatte bis dahin nur mit Männern zu tun gehabt, die wenig Umstände machten, um zur Befriedigung

ihrer Wünsche zu gelangen. Armand gab ihr nun mit aller Zartheit, der er fähig war, zu verstehen, daß sie selbst ebenfalls nicht so direkt vorgehen dürfe und noch lernen müsse, sich reservierter zu verhalten, unwissender und schüchterner zu erscheinen. Sie solle sich in dieser Beziehung nur recht ungeschickt anstellen. Das würde man dann sicher für Unschuld halten. Sir Percy blieb mitten auf dem Weg stehen, nahm wieder das Taschentuch heraus und tupfte sich das Gesicht ab. Er wollte irgend etwas sagen, aber es kam nur ein Grunzen heraus. Er schüttelte den Kopf und stützte sich schwer auf seinen Stock.

»Was ist denn nun schon wieder los?« fragte Lady L. streng. »Du solltest dich wirklich bemühen, etwas weltmännischer zu erscheinen, Percy.«

Er warf ihr einen beleidigten Blick zu und zog es vor zu schweigen. Sie hörten Kinderstimmen und trappelnde Schritte hinter sich. Lady L.s Urenkel kamen ihnen nachgelaufen. Zum Glück nur drei von ihnen. Der kleine Patrick in seinem neuen Etonjackett brachte seiner Urgroßmutter den Mantel. Er tat ganz stolz und wichtig, daß man ihn mit diesem Auftrag betraut hatte. Die Kinder blieben vor den beiden Spaziergängern stehen und schwiegen genauso respektvoll wie Sir Percy. Kein Zweifel, daß sie gut erzogen sind, dachte Lady L. Man muß zugeben, sie haben Manieren.

»Ich bringe dir deinen Mantel, Granny«, sagte der Kleine. »Mutti ist in Sorge um dich. Sie meint, es wird

schon kühl.«

Lady L. lächelte freundlich. Sie hatte eine Schwäche für den Kleinen. Er war einfach reizend, und im übrigen hatte sie immer kleine Jungen kleinen Mädchen vorgezogen.

»Danke schön, Patrick«, sagte sie. »Wirst du ihn deiner Mutter zurückbringen und ihr sagen, daß sie sich nicht sorgen soll? Ich fühle mich sehr wohl. In meinem Alter kann einem so gut wie nichts mehr passieren.«

»Du bist noch gar nicht so alt, Granny«, sagte der Kleine höflich. »Mutti sagt, du wirst noch die Hundert erreichen.«

»Eine entsetzliche Vorstellung«, sagte Lady L. »Aber nun lauf! Wir plaudern gerade ein wenig miteinander, Sir Percy und ich. Nicht wahr, Percy?«

Er räusperte sich und stieß eine Reihe von Lauten aus, unter denen sich auch die Worte »ja, ja, ganz recht« befinden mochten.

Die Kinder gehorchten sofort, wie stets.

»Nette kleine Dinger«, sagte Lady L. »So wohlerzogen. Die Sache hat ziemlich gut geklappt – befehlsgemäß, wie es beim Militär heißt. Komm, Percy, wir sind gleich da.«

Nach den ersten sechs Monaten ihrer äußerst anstrengenden Erziehung machte Annette plötzlich so schnelle Fortschritte, daß Armand leichtsinnig wurde und einen Fehler beging, der beinahe katastrophale Folgen gehabt hätte. Er wollte Annettes Fähigkeiten

auf die Probe stellen und meldete sie deshalb in einem namhaften Pensionat in der Rue Monceau an, wo junge Damen aus gutem Haus die Zeit zwischen der Klosterschule und der Heirat zu verbringen pflegten. Nach einigen Wochen Unterricht im Guten Ton überfiel Annette eines Tages, als Mademoiselle de Fusigny, die Direktorin des Instituts, eine besonders rührselige Szene aus *Paul et Virginie* vorlas, auf einmal eine so entsetzliche Langeweile, daß sie, zwar durch die Zähne, aber doch in unverkennbarem Vorstadt Jargon herausplatzte: »O lala, das kotzt mich hier langsam an!« Das kam so verheerend deutlich heraus, daß die Direktorin sofort Bescheid wußte: dieses Mädchen war nicht, was sie vorgab zu sein. Von den Mitschülerinnen erfuhr Mademoiselle de Fusigny außerdem, daß Annette von ihr als einer »alten Puffmutter« zu sprechen beliebte. Darauf stellte sie unverzüglich Nachforschungen an und entdeckte, daß die verschiedenen Bürgen, die ihr der »Onkel« der neuen Schülerin genannt hatte, gar nicht existierten. Die Polizei wurde alarmiert, um zu untersuchen, ob etwa ein Verbrechen vorlag. Im letzten Moment wurde Annette vor dem Verdacht der Direktorin durch eine Kameradin gewarnt, die für Annettes Wortschatz und ihre persönlichen Erfahrungen auf gewissen Gebieten stille Bewunderung hegte, und es gelang ihr zu entkommen, bevor der Herr Kommissar eintraf. Sie hinterließ einen Brief, der in eleganter Handschrift, aber skandalöser Sprache geschrieben war. Die Direktorin

griff, als sie ihn las, entsetzt an ihr Herz und sank in Ohnmacht. Sie kam bald wieder zu sich, aber noch lange danach genügte die bloße Erinnerung an das schwarze Schaf, das sich da in ihre zahme Herde einzuschleichen erfrecht hatte, um ihr aufs neue die Kräfte schwinden zu lassen.

Inzwischen zog sich das Netz um Lecoœur und seine Freunde immer enger zusammen. In den Memoiren des Kommissars Gallien heißt es zynisch, daß Alphonse Lecoœur wahrscheinlich von jedermann geachtet und friedlich in seinem Bett gestorben wäre, wenn er nicht darauf bestanden hätte, seinen Verbrechen soziale Beweggründe zu unterschieben, sondern sich damit begnügt hätte, weiterhin der Zuhälter und Erpresser zu bleiben, der er zwanzig Jahre lang gewesen war. So aber kam es, daß Annettes Erziehung eines schönen Tages unterbrochen werden mußte.

Kurze Zeit später fanden sie sich alle wohlbehalten in der Schweiz wieder, in einer neuen und sehr andersartigen Welt. Lecoœur schien ungeheuer verbittert über diese Wendung. Dumpf vor sich hinbrütend saß er auf der Terrasse eines Cafes in Lausanne und ließ sich von Armand den russischen und italienischen Genossen als populären Freiheitskämpfer vorstellen. Am meisten imponierte das dem Jockey, der in Lecoœurs Schatten saß und mit seinem traurig schiefen, gesenkten Kopf so aussah, als sei er vor seinem Freund in permanenter Ehrfurcht erstarrt.

VI

Die ersten gemeinsamen Wochen in der Schweiz hatte Lady L. in so schöner Erinnerung behalten, daß es ihr vorkam, als habe sie am Ende doch noch eine frohe Kindheit gehabt. Selbst die geladenen Pistolen auf Armands Nachttisch vermochten ihr keine Angst einzujagen, denn Angst, vor was auch immer, wäre das letzte gewesen, was dieses Glück hätte trüben können. Zwar logierte Annette offiziell im Hotel des Bergues als die trauernde junge Witwe des Marquis de Sudery, aber jeden Tag stieg sie zum vierten Stock eines Hauses in der Genfer Altstadt hinauf und warf sich dort atemlos und stumm in die Arme des Mannes, bei dem allein sie sich geborgen fühlte. Er bewohnte eine Art Studentenbude, in der es wenig anderes als Bücher, Zeitungen, Manuskripte und Kerzenstummel gab. Das Bett war so schmal, daß Annette gar nicht anders konnte, als sich ganz eng an ihren »schwarzen Schwan«, wie sie Armand nannte, zu schmiegen. Das lange Haar fiel über ihre Brust, und mit dem Finger zeichnete sie den Ausdruck eines fast kindlichen Glücks nach, der auf Armands Gesicht lag. Am liebsten hätte sie diese Linien festgeheftet, um sie für immer zu bewahren. Einige Wochen hindurch schien es so, als sei aus den dunklen Tiefen, in die der Anarchist Denis hinabgetaucht war, ein verliebter Jüngling Armand emporgestiegen. Die beiden Pistolen auf dem Nachttisch mußten wohl von einem Rebellen

zurückgelassen worden sein, der längst das Weite gesucht hatte. Vergessen waren die hochtrabenden Worte, das mühsam aufgebaute Verschwörernetz und die noch ungedruckten Pamphlete, die Könige, die ermordet werden sollten, und die Brücken, die scheinbar nur darauf warteten, gesprengt zu werden. Was Annette da in den Armen hielt, war nichts anderes als ein liebender Mann. Kein Zweifel, daß Liberté, Egalité und Fraternité irgendwo in der Nähe lauerten. Vielleicht gingen sie vor dem Haus ungeduldig auf und ab und sahen wütend auf ihre Uhren. Aber Annette wäre keine Frau gewesen, wenn sie in diesen Augenblicken an morgen gedacht hätte.

Wenn sie sich wieder erhoben hatten, traten sie gern auf den Balkon hinaus und schauten über die Dächer von Genf auf den bleichen See, der wie ein Symbol für alles Friedliche und Zufriedene in der Welt aussah.

»Ich wünschte, ich könnte irgendein Liebeslied auswendig«, sagte Annette einmal.

»Hast du denn keins gelernt?«

»Die wenigen, die ich kenne, mag ich nicht. Sie sind mir nicht fröhlich genug. Ich möchte wissen, warum alle Liebeslieder so traurig und so kurz sind. Die Dichter, die sie geschrieben haben, müssen entweder schwindsüchtig oder asthmatisch gewesen sein. Oder fad. Armand, du hast doch Bücher geschrieben. Warum schreibst du kein Liebesgedicht?«

»Du hast recht. Ich werd's versuchen. Das wäre eine

kleine Abwechslung, sozusagen ein Tribut an die vergänglichen Augenblicke des Glücks...«

So entstand das Lied »An die vergänglichen Augenblicke des Glücks«, das dann in Frankreich so populär wurde. Der Textdichter blieb unbekannt. Fillol schrieb die Musik dazu. Als Lady L. es viele Jahre später anlässlich eines Besuchs in Paris zum ersten Male hörte und die Worte »*Adieu, moment furtif, bonheur humain qui passe*« wiedererkannte, traten ihr Tränen in die Augen, und sie mußte schnell ihr Gesicht in den Händen verbergen... Womit bewiesen war, daß auch Armand nicht mehr erreicht hatte als alle anderen Dichter vor ihm. Auch sein Liebeslied war viel zu traurig und ziemlich kurz.

Liberte, Egalite und Fraternite wurden indessen immer ungeduldiger, und Annette spürte, wie sie sich in Armands Gedanken wieder in den Vordergrund schoben. Oft, wenn sie die Treppe zu Armands Quartier hinaufgestürmt kam, fand sie die Tür verschlossen, und es war nicht der Geliebte, der ihr öffnete, sondern irgendeine mysteriöse Gestalt, die sie nie zuvor gesehen hatte. Armand bot ständig Anarchisten Unterkunft, die sich auf der Flucht befanden: polnischen Rebellen, aufsässigen Deutschen, denen wieder einmal ein Anschlag auf ihren Kaiser mißglückt war, oder Ungarn, die noch immer von dem großen Kosuth schwärmten. Sie teilten Armands Zimmer, kampierten auf dem Fußboden oder trafen sich auch nur bei ihm zu endlosen Diskussionen darüber, wie man

verhindern könne, daß Menschen über Menschen herrschen, und mit welcher Methode man am schnellsten Regierungen stürze und Staaten auflöse. Der Staat erschien ihnen als der schlimmste Feind des Menschen und seines Freiheitsdranges. Sie waren allesamt unbedingte Individualisten und fühlten sich als Wegbereiter der Zukunft, während sie in Wirklichkeit doch nur Überlebende dieser romantisch verstiegenen Epoche waren, als deren Prophet und Opfer in einer Person Nietzsche galt, und die im zwanzigsten Jahrhundert ihren letzten entarteten Ausdruck im Faschismus finden sollte. Sie unterstützten mit ihrem unheilvollen Feuereifer nur die dekadente Vorstellung vom fin de siec, brachten französische Präsidenten, russische Zaren und italienische Könige um, warfen Bomben in Parlamentsversammlungen und erfüllten die Gerichtssäle mit ihren fanatischen Reden, bevor sie stolzgeschwellt aufs Schafott stiegen. Ravachol, den die Pariser Zeitungen den »Fürsten der Finsternis« nannten, Vaillant, der eine Bombe in die französische Nationalversammlung warf, Henry, der ein elegantes Cafe in die Luft fliegen ließ, der kindlich wirkende Santo Caserio, der Monsieur Carnot, den Präsidenten der Französischen Republik, erstach – das waren so die berüchtigtsten von ihnen. Aber es gab natürlich noch viele andere.

Stets fand Annette einige von ihnen in Armands Mansarde versammelt, wo sie unentwegt palaverten und zwischendurch aus schmutzigem Papier ihre

dürftigen Mahlzeiten auspackten: Brot, ein Stück Käse oder Wurst. Einer von diesen Burschen hielt sich zwei Wochen bei Armand versteckt. Es war ein kahlköpfiger, dafür bärtiger, dicker Russe, der von oben bis unten gräßlich nach Tabak stank. Er wartete angeblich nur auf eine Geldsendung von seiner Mutter, um nach St. Petersburg zurückzufahren und den Zaren umzubringen.

Er erzählte den ganzen Tag, was für eine großzügige, außergewöhnlich intelligente Frau seine Mutter sei. Sie war die bekannte Gräfin Kowalski, die wegen ihrer Sympathien für die Revolutionäre nach Sibirien deportiert worden war. Sie schickte ihrem Sohn tatsächlich Geld, und er ging nach Rußland zurück. Aber anstatt des Zaren ließ er aus Versehen seine arme Mutter in die Luft fliegen. Die Bombe, in eigener Werkstatt gebastelt, ging zu früh los.

Auch Malikoff gehörte zu dem Kreis, ein ehemaliger Offizier, der im Pagenkorps des Zaren gedient hatte. Ruhig und verschlossen, wie selten ein Anarchist, spielte er fortwährend mit sich selber Schach und verlor jedesmal. Dagegen war Napoleon Rossetti aus Padua ein sehr umgänglicher, immer gut aufgelegter Kerl. In seiner Aktentasche trug er ständig sechs Bomben mit sich herum. »Man kann nie wissen, Mademoiselle, wem man am schönen Ufer des Genfer Sees plötzlich begegnet«, erklärte er Annette. »Und meine Devise heißt: ›Bereit sein ist alles!‹ «

Lady L. besaß auch jetzt noch eine reichhaltige

Sammlung anarchistischer Schriften des neunzehnten Jahrhunderts, die sie bereitwillig Studenten und Schriftstellern zur Verfügung stellte. Bis heute waren diese Bücher ihre Lieblingslektüre geblieben, und sooft sie lesend auf ihrer Couch lag, umrahmt von Tiepolos, Bouchers und Fragonards, traten die Gesichter der fanatischen Redner und ihre großartigen Gesten ihr wieder ins Bewußtsein. Aber wie pathetisch und altmodisch kamen ihr diese einst gefürchteten Attentäter jetzt vor! Sie gehörten eben noch in die gute alte Zeit vor der Industrialisierung, als Handarbeit noch etwas galt. Sie können von Glück sagen, dachte Lady L. daß sie das Zeitalter der Atombombe nicht mehr erleben mußten.

Nach Annettes erster Begegnung mit den Genossen hatte Armand angeordnet, daß sie möglichst vermeiden sollte, ihn zu besuchen, wenn er »Gäste« hatte. Für den Erfolg ihrer zukünftigen Unternehmungen war es unerläßlich, daß Annette anonym blieb, auch gegenüber den Kameraden. Sie durfte also nicht mehr so oft zu Armand kommen und haßte die ganze Bande deswegen nur um so mehr.

Sie war nun viel sich selbst überlassen und tröstete sich inzwischen mit allen Vergnügungen, die ihr das neue Leben zu bieten hatte. Sie fuhr gern in offener Kutsche durch die Schweizer Landschaft, über ihr nur der Himmel oder ein Sonnenschirm. Sie besah sich die romantischen Villen mit ihren geheimnisvollen Balkons, schaute den elegant gekleideten und soig-

nierten Herren beim obligatorischen Krockettspiel zu und besuchte den Botanischen Garten, wo sie sich von einem Wärter durch das Labyrinth von Blumen und exotischen Bäumen, malerischen Felsgruppen, Teichen und japanischen Zwergwäldern führen ließ. Dabei wünschte sie sich jedesmal sehnlichst, reich zu sein, ein eigenes Haus zu besitzen, in eigener Kutsche spazieren zu fahren und zwischen eigenen Blumenbeeten zu wandeln. Blumen waren für sie das Schönste, was es gab. Sie unterhielt sich mit den Gärtnern, lernte von ihnen die Namen der Blumen und versuchte, sie mit geschlossenen Augen allein an ihrem Duft zu erkennen. Wenn sie richtig geraten hatte, war es ihr, als hätte sie damit eine neue Freundin auf Lebenszeit gefunden.

Lecoeur hatte noch genug Geld, um sie mit allen Attributen des Luxus auszustatten, die sie brauchte, um ihre Rolle überzeugend spielen zu können. Sie zeigte sich in den Modesalons, ließ sich vor dem Spiegel mit einem neuen Hut, einem neuen Pelzkragen und einem Tüllschleier, der ihrem Gesicht etwas Fremdes, Apartes gab, drapieren und nickte herablassend dem Verkäufer zu, der voll Begeisterung ausrief: »Mademoiselle sehen einfach bezaubernd aus!«

Nachmittags pflegte sie in Teestuben zu sitzen und den Damen bei ihrem Klatsch in Französisch, Russisch oder Deutsch zuzuhören, während irgendein dünner langhaariger Italiener Geige spielte und sein dicker Kollege, seine behaarte Hand gegen die Brust

gedrückt, »O *sole mio*« sang. Annette spielte die vollkommene Lady. Keiner der einsamen älteren Herren, die anschlusssuchend den Teesalon durchstreiften, hätte es gewagt, sie anzusprechen. Aber dann fingen sie plötzlich einen schnellen, verwegenen Blick der Lady auf, einen überraschend einladenden und amüsierten Augenaufschlag – man mußte wahrhaftig fürchten, das hauchdünne chinesische Porzellangeschirr würde vor Schreck zerspringen. Ehe die verutzten Herren sich noch wundern oder zu etwas erdreisten konnten, war das anzügliche Lächeln um Annettes Lippen schon verschwunden; sie war wieder ganz *ladylike* und unnahbar, als stände Monsieur de Tully, ihr Schauspiellehrer, hinter ihr und flüsterte ihr ins Ohr: »Bedenken Sie, mein Kind, Distanz ist alles! Sie sind unvergleichlich – Sie sind unerreichbar – eine Göttin auf ihrem Olymp. Keiner dürfte sich erlauben... keiner sich erfreuen... Man darf Sie nur aus der Ferne bestaunen und verehren.«

Und dann wagte sie zu ihrem Vergnügen noch einmal einen kurzen, ermutigenden Blick, ein gewisses Lächeln, und war gleich darauf, ehe der verwirrte Galan seinen Augen trauen konnte, wieder die eiskalte Schönheit mit den unverwechselbar aristokratischen Zügen, und ihre niedergeschlagenen schweren Wimpern zitterten artig vor Sittsamkeit.

Annette besuchte auch gern Juwelierläden, um sich italienische Kameen zeigen zu lassen, die damals Modeschmuck waren – Lady L. bewahrte noch immer

viele Kästchen voll von ihnen auf –, oder sie legte sich Ohrringe, Armbänder und Halsketten an, ohne sich allerdings irgend etwas davon kaufen zu können. Es zeugte von ihrer Willenskraft und der Bereitschaft, ihrer neu erworbenen gesellschaftlichen Stellung Opfer zu bringen, daß sie niemals eines der Schmuckstücke heimlich mitgehen ließ, obwohl es manchmal schwer war, der Versuchung zu widerstehen. Darüber half ihr vielleicht nur die Entdeckung hinweg, daß die Schönheit keine Erfindung der Menschen war. Die ganze Erde war ein einziger Born der Eleganz, der Farben und Düfte. Kein noch so geschickter Juwelier, Goldschmied oder Parfümier vermochte ihre natürliche Pracht nachzubilden. Annette besaß die angeborene Begabung, das Schöne zu erkennen. Sie erfaßte instinktiv den Unterschied zwischen wahrer Eleganz und mondäner Auftakelung, zwischen modischem Akzent und schreiendem Augenfang und wußte ihrer Toilette diesen letzten, beinahe unmerklichen Hauch der Vollkommenheit zu verleihen, der sie in jeder Gesellschaft als die bestangezogene Frau erscheinen ließ.

Im Grunde hatte sie mehr durch ihren engen Kontakt mit der Natur gelernt als durch die Befolgung dessen, was ihr Monsieur de Tully so nachdrücklich eingeprägt haben wollte. Einen Fliederzweig betrachten, war für sie eine Lektion über natürliche Grazie. Die Schwäne, die stolz durch das Wasser glitten, und jede einzelne Blume verrieten ihr mehr von der Kunst der

Selbstbeherrschung als alle Handbücher der Etikette. So kam es, daß Annette, wenn sie im Restaurant Rumpelmayer dinierte und den vielsprachigen Unterhaltungen zuhörte oder bei der glanzvollen Eröffnung einer Ausstellung, durch dieses gewisse Etwas, das erfahrene Aristokraten einwandfrei als Merkmale ältesten Adels rekognoszierten – nämlich diese unverkennbare Haltung, die, wie sie einander versicherten, nur auf ein durch Generationen rein erhaltenes Erbe zurückzuführen sei –, alle Augen auf sich lenkte. Wenn sich Lady L. in späteren Jahren an diese erste erfolgreiche Faszination erinnerte, konnte sie nur den Kopf schütteln und lachen. Und wenn die Porträtmaler über ihren Wuchs und ihre Aufmachung in Verückung gerieten, sagte sie nur: »Das alles kann man von den Blumen lernen.«

Sie fing auch an, Gefallen an guter Musik zu finden, und wußte bald einen echten Virtuosen von einem begabten Dilettanten zu unterscheiden. Wenn sie in einem Konzert saß, die Augen halb geschlossen, ein Lächeln auf den Lippen – dieses berühmte Lächeln der Lady L. das sie auch an ihrem achtzigsten Geburtstag noch zeigte –, stellte sie fest, daß der Sinnenreiz der Musik nur von dem der Liebe übertroffen wurde. Aber niemals erlaubte sie sich, ihre Schwäche für einen Muzette-Walzer oder gar den Java-Tanz zu bekunden. Diese Tänze galten in ihrer neuen Umwelt als vulgär. Viele Jahre später erst fühlte sie sich sicher genug, um das gern zu haben, was ihr Spaß machte,

denn sie selbst bestimmte nun, was erlaubt war.

Armand und seiner Gruppe gingen inzwischen doch langsam die Mittel aus. Es gab so viele Leute, denen geholfen werden mußte. Geheime Druckpressen mußten aufgestellt, Studenten unterwiesen und ausgebildet werden, und schließlich mußte das Programm »Aktiver Aufruhr« durchgeführt werden. Die einzige Möglichkeit, zu Geld zu kommen, waren Einbrüche. Annette stattete einer Villa nach der anderen offizielle Besuche ab, trank Tee, spielte Krocket, hörte in vornehmen Salons Kammermusik und kundschaftete dabei aus, welches Haus ihre Freunde als erstes mit ihrem - weniger offiziellen - nächtlichen Besuch beehren sollten.

Die notwendigen Beziehungen verdankte sie der freundlichen Vermittlung eines Barons de Beren. Diesen Baron hatte Lecoœur jahrelang erpreßt. Nun entsann er sich wieder des alten Herrn und seiner Schwäche für gefährliche Unternehmungen. In früher Jugend schon hatte de Beren entdeckt, daß ihn nur solche Vergnügungen befriedigen konnten, die ihn am Rand des Abgrundes entlangführten und bei denen ein tödlicher Ausgang nicht unwahrscheinlich war. Daß der distinguierte, schwächliche Baron, stets in einen dicken Pelzmantel eingemummt und ein Monokel im angstverzerrten, aber gleichzeitig entzückten Gesicht, seine Ausflüge in die Unterwelt bisher noch nicht mit dem Leben bezahlt hatte, verdankte er nur dem langen Arm und mächtigen Einfluß Le-

coeurs. Baron de Beren also spielte Annettes *pro tecteur* in der wohlhabenden, sich mit Anstand und Hingabe langweilenden Gesellschaft von Genf. Man hatte ihn eigens zu diesem Zweck in die Schweiz kommen lassen, selbstverständlich unter handfesten Drohungen. Zuerst hatte er sich weigern wollen. Er hatte nicht viel für die Natur übrig und am allerwenigsten für die reine Luft der Schweiz. Aber er wußte, daß es ratsam war, zu gehorchen. Er kam angereist und wurde sofort krank. Ein Asthmaanfall. Unter günstigen klimatischen Bedingungen litt er immer an Asthma. Es dauerte eine Weile, bis er wiederhergestellt war und die junge Marquise Diana de Sudery in aller Form bei seinen begüterten Freunden einführen konnte. Danach durfte er wieder nach Paris zurückkehren, wo er sich von neuem in alle möglichen zweifelhaften Abenteuer stürzte. Er hatte nur vergessen, daß Lecoeur nicht mehr da war, der ihn so lange beschützt hatte. Kein Wunder also, daß man de Berens Leiche einige Zeit später nahe der Bastille in der Gasse liegen fand. Sein Gesicht zeigte übrigens noch immer den Ausdruck glücklichen Entsetzens.

Annette hatte schnell zu dem liebenswürdigen Kreis der sozial unbekümmerten, müßig dahinlebenden Oberen Zehntausend Zugang gefunden, der wie ein Schwarm von Zugvögeln von einer Saison zur anderen flatterte, von der Oper ins Ballett, von Bad zu Bad, von Spa nach Kissingen, am Ufer eines Sees zum Picknick rastete, den Blick auf schneebedeckte Gipfel,

während die Töchter, von den strengsten Gouvernanten behütet, die England zu bieten hatte, nach berühmten Vorbildern Aquarelle pinselten oder auf dem Klavier phantasierten. Die Schweiz war der Lieblingsaufenthalt für vorsichtige Reisende, für die der Montblanc von unten gesehen schon furchterregend genug war. Die Viktorianische Ära stand auf ihrem Höhepunkt. Ihr Einfluß reichte weit in den Süden bis an die Seeufer von Como, Stresa und Garda. Merkwürdigerweise traf Annette gerade unter diesen höchst übersättigten und puritanischen Engländern den kultiviertesten und interessantesten Mann ihres Lebens.

Der Duke of Glendale, von seinen Freunden Dicky genannt, war damals in den Sechzigern. Viele Jahre hindurch war er Königin Viktorias »Lieblingsaversi-on« gewesen. Seine Feinde hielten ihn für verderbt, seine Freunde sahen in ihm die Verkörperung der Weisheit und Lebenskunst. Seine Überspanntheit war weit bekannt, eine Überspanntheit, die er selbst als seine individuelle Form der Auflehnung gegen die Konvention bezeichnete. Den Hang zum Exzentrischen hatte er vermutlich von seinem Vater geerbt, der Lord Byron auf seiner unglücklichen Expedition nach Griechenland begleitet hatte, und zwar nicht etwa, wie er gern klarstellte, weil ihm die Unabhängigkeit der Griechen am Herzen lag, sondern weil er immer bedauert hatte, nicht dabei gewesen zu sein, als Nero, vom brennenden Rom inspiriert, zur Zither

sang. Er war sicher, daß das brennende Griechenland seinen Freund Byron zu den schönsten Versen anregen würde, und da wollte er dabei sein. Der baldige Tod des Dichters zerstörte diese Hoffnung. Der alte Glendale kämpfte an der Seite Ypsilantis weiter, setzte einige Male sein Leben aufs Spiel, um den Berg Hillios aus der Gewalt der Türken zu befreien, und sah sich endlich, nachdem der Feind sich geschlagen gegeben und zurückgezogen hatte, am Ziel seiner Wünsche. Er ließ alle Statuen des Tempels von Hillios, jeden beweglichen Stein, beschlagnahmen und abtransportieren und kehrte so, mit fremden Schätzen reich beladen, siegreich nach England heim.

Sein Sohn, eben jener Dicky, unterstand sich, zum Entsetzen der jungen Königin Viktoria und ihres Hofes, eine Zigeunerin zu heiraten, und lebte, nachdem seine Frau jung gestorben war, sogar noch einige Jahre freiwillig bei ihrem Stamm in Spanien. Danach widmete er sich ganz der Vermehrung seiner Kunstsammlung. Sein Geschmack wurde unter den Kunsthändlern und Museumsdirektoren geradezu legendär. Glendale sah in der Kunst die einzige wahre und menschenmögliche Form des Widerstandes, einen – wie Armand Denis gesagt hätte – »aktiven Aufruhr« gegen seine Sterblichkeit und Unzulänglichkeit, vor allem aber gegen das Böse an sich. Seine Toleranz und Wohltätigkeit hielten viele nur für eine höhere Art von Gleichgültigkeit. Daß er im Grunde alles andere als indifferent war, bewies seine Verachtung für

die Spießler und ihren engen Horizont. Sein beißender Witz hatte es ihm längst unmöglich gemacht, in England zu leben.

Von seinem Gefolge – französische Köche, italienische Kammerdiener, irische Pferdetrainer –, von seinem privaten Eisenbahnwagen, der ihn hinbrachte, wo immer er wünschte, fühlte sich Glendale, der Besitzer berühmter Rennställe, prächtiger Rassehunde und der größten Sammlung von Renaissancekunst, nur angeödet. Er betrachtete sein eigenes Wohlergehen und seinen Reichtum nur als einen Beweis mehr, daß das Leben heillos absurd sei.

Von ihrer ersten Begegnung an hatte sich Glendale für Annette interessiert und sich zu ihr deutlich hingezogen gefühlt. Dabei hatte er allerdings sofort auch merkwürdige Unstimmigkeiten im Wesen der Mademoiselle de Sudery festgestellt. Aber das störte ihn wenig. Seine orientalisches wirkenden Augen wurden nur für einen Moment noch schmaler, das ständige Lächeln um die Mundwinkel noch breiter.

Kaum hatte Annette den Duke of Glendale kennengelernt, nahm sie sich seine auserlesene Lebensart zum Vorbild und eignete sich seine Manieriertheiten an, vor allem diese, die Welt belustigt zu betrachten – ein Zug, der sich ihr tief und für alle Zeit einprägen sollte. Glendale richtete niemals Fragen über ihre Vergangenheit an sie, und wenn auch vielleicht gerade dieses offensichtliche Vermeiden des Themas ein Zeichen dafür war, daß er einen bestimmten Verdacht

hegte, fühlte sie sich in seiner Anwesenheit doch nie befangen oder gar in Gefahr. Sie zeigte sich nicht einmal beunruhigt, wenn sie einen *faux pas* begangen hatte, sei es, daß sie unversehens wieder in ihren Pariser Jargon verfallen war oder gar einen Ganovenausdruck gebraucht hatte. So angenehm und ablenkend Glendales Gegenwart auch sein mochte, so vergaß sie darüber doch nicht ihre Aufgabe und fertigte einen genauen Plan von seiner Villa und ihren Schätzen an. Jede einzelne Vitrine und was sie enthielt, trug sie sorgfältig ein und vervollkommnete die Zeichnung von Tag zu Tag. Die beste Gelegenheit dazu war, wenn sie mit ihrem neuen Verehrer auf der Terrasse saß und beide zum Zeitvertreib zeichneten. Glendale versuchte, Annette zu porträtieren, während sie selbst, den Skizzenblock auf den Knien, behauptete, die Statue des Apollo im Garten abzuzeichnen.

»Sagen Sie, Dicky, was sind denn das für niedliche kleine Dinger in der Vitrine im zweiten Stock, gleich rechts von der Tür zur Bibliothek?«

Ein Auge zugekniffen, den Bleistift in der ausgestreckten Hand haltend, maß Glendale ihr Gesicht.

»Das sind goldene Skarabäen aus Ägypten. Man hat sie extra für mich aus dem Grab eines Pharaos besorgt. Sie müssen wissen, ich beschäftige ein ganzes Team von Archäologen, das für mich in Ägypten herumräubert. Ich hoffe, der Leiter der Expedition wird dieses Jahr in den Adelsstand erhoben. Er hat vor kurzem ein neues Grab entdeckt und ist jetzt dabei, es für

mich auszuräumen.«

»Sind diese niedlichen kleinen Dinger sehr wertvoll?«

»Unbezahlbar, mein Kind!«

Annette hob das Blatt mit dem nur angedeuteten Apollo und trug in das darunterliegende die genaue Lage des Schaukastens ein. An den Rand schrieb sie:

»Goldene Skarabäen aus Ägypten. Sehr wertvoll.«

»Übrigens gehe ich im nächsten Frühjahr selbst nach Ägypten«, sagte Glendale. »Möchten Sie mich nicht begleiten?«

»Ich hätte schon Lust dazu, aber – verzeihen Sie, Dicky –, ich möchte noch einmal auf die Skarabäen zurückkommen, nur aus purer Neugierde: Wenn Sie sie verkaufen würden, wieviel würden Sie verlangen?«

»Der Louvre hat mir fünftausend Pfund pro Stück geboten. Aber Kaiser Wilhelm, der im letzten Jahr hier weilte, war bereit, das Doppelte zu bezahlen, und bekam sie trotzdem nicht.«

»Vielleicht zehntausend Pfund pro Stück?« fragte Annette mit gesenkter Stimme, denn sie hatte zu der Zeit noch einen gesunden Respekt vor Geld. »Glauben Sie, daß er wirklich so viel dafür geben würde?«

»Er wäre froh, sie so billig zu bekommen, meine Liebe. Ich würde mich nicht wundern, wenn er einen Krieg mit England anfinge, nur um mir diese Skarabäen abknöpfen zu können.«

Annette notierte die Summe pflichteifrig, unterstrich sie dick und setzte den Namen des Interessenten hinzu: »Kaiser Wilhelm von Deutschland.« Dann über-

legte sie plötzlich, ob sie Glendale, ihrem neuen Freund, nicht ihr Geheimnis anvertrauen sollte. Dicky mußte sie, wenn er wirklich tolerant war, verstehen und ihr Vorhaben billigen, ja, eigentlich sogar dabei helfen, seine Villa auszurauben. Er hatte ihr einmal gesagt, daß das Wichtigste im Leben die Liebe sei und alles andere ziemlich überflüssig.

Ihre beinahe kindliche Bewunderung für ihn war so groß, daß sie sie vor Armand nicht verbergen konnte. Er zeigte sich über diese Regung begreiflicherweise sehr erschrocken und ärgerlich.

»Wieder so ein selbstsüchtiger Genüßling, dem es nur um das eigene Amüsement geht!« rief er aus. »Ich habe genug von diesen superklugen Köpfen, die ihren Zynismus und ihre Skepsis für Weisheit halten. Die Lebensweise von diesem Glendale ist eine einzige Beleidigung der Menschheit. Du solltest dich langsam auskennen, Annette. Siehst du denn nicht, daß er sich in die Welt der Kunst geflüchtet hat, um nicht all das Häßliche sehen zu müssen, das ihm ins Gesicht starrt!«

»Aber er ist immer so nett zu mir und so großzügig«, wandte Annette ein. »Er unterstützt Hunderte von Künstlern, Musikern und Schriftstellern, die ohne ihn verhungern oder zumindest nichts zustande bringen würden.«

»Daran zweifle ich nicht«, sagte Armand sarkastisch. »Der Künstler ist heutzutage ein Parteigänger der herrschenden Klasse. Seine Schöpfungen dienen nur

als Opium fürs Volk. Die Machthaber möchten heute die Masse ins Museum schicken, wie sie sie früher zur Kirche schickten, um sie ihr Elend vergessen zu lassen. Die Poeten, die dem Volk schöne Lieder vorsingen, die Maler, die einen Schleier über die Wirklichkeit werfen, die Musiker, die uns mit süßen Harmonien kommen, sind unsere größten Feinde. Und dein Freund, Annette, ist ein schlauer und gefährlicher Reaktionär!«

Das war auf einem Spaziergang am Mont Pelerin, von dem sie einen schönen Ausblick auf Genf und bis zum französischen Ufer hinüber hatten. Die weißen Berge türmten sich wie gigantische Segelboote über den See, und die Segelboote selbst tanzten wie weiße Schmetterlinge über dem Wasser. Die Wiesen waren übersät mit blühenden Narzissen, und Annette wünschte sich nichts weiter, als bis an ihr Ende zusammen mit ihrem Geliebten nur noch unter Blumen zu leben.

»Merk dir, Annette: Dein sauberer Freund Glendale ist verfault bis auf die Knochen. Durch und durch amoralisch ist er, verstehst du? Sein einziger abscheulicher Lebenszweck ist das Vergnügen«, schloß Armand.

Annette seufzte. Sie konnte sich keine schönere Beschäftigung vorstellen, als sich zu vergnügen. Wenn Armand doch ein bißchen unmoralischer wäre, dachte sie. Wie glücklich könnten wir sein, wenn auch sein einziger Lebenszweck das Vergnügen wäre! Mehr

als der Gedanke, daß Glendale beraubt werden sollte, betrübte es sie, daß alle seine Schätze dazu verwendet werden sollten, Brücken zu sprengen, Züge entgleisen zu lassen, Könige zu ermorden, Zeitungen zu drucken und irgendwelche Gesinnungsgenossen zu unterstützen – Menschen, die sich nichts aus ernster Musik machten, keinen Blick für die Natur übrig hatten und sich nicht für die Schönheit eines Gemäldes begeistern konnten.

»Armand, was hieltest du davon, wenn wir ein Teil von dem Geld für uns auf die Seite legten? Wir könnten eine schöne Reise machen, etwas von der Welt sehen und glücklich miteinander sein. Mußt du denn immer, immer jeden Penny deinen Freunden abgeben? Diese Tagediebe!

Ich weiß, sie meinen es gut, und sie haben hohe Ideale. Aber sieh sie dir doch an! Sie können nichts als reden, reden, reden... Und was kommt dabei heraus? Zum Beispiel bei diesem dicken, teeschlürfenden Kowalski? Alles, was er fertigbrachte, war, seine arme Mutter in die Luft fliegen zu lassen. Ist das nicht lächerlich?»

»Das war ein unglücklicher Zufall. Er experimentierte mit Nitroglycerin. Jedenfalls hatte er es gut gemeint.«

»Liebling, können wir nicht doch etwas für uns zurückbehalten? Hör zu! Erst erleichtern wir Dicky ein bißchen, und dann gehen wir nach Indien oder nach Japan oder meinetwegen auch nur bis in die Türkei... Nur für ein kurzes Jahr, Armand! Dann kommen wir

zurück und fangen wieder an. Es wird noch genug Könige und Königinnen geben, die nur darauf warten, umgebracht zu werden. Das ist schließlich ihr Beruf, und sie stellen sich dabei ganz geschickt an, findest du nicht?«

Armand starrte sie entsetzt an. Das war ja eine ganz neue Annette, ein leichtsinniges, kapriziöses Ding, beinahe schon so verderbt und hochgestochen wie eine wirkliche Dame der Gesellschaft. Wo war das furchtsame, verbitterte kleine Mädchen, das er vor zwei Jahren aus der Gosse aufgelesen hatte? Er runzelte zornig die Stirn, und Annette wußte sofort, daß sie zu weit gegangen war. Was sie da gesagt hatte, war so etwas wie Blasphemie. Immerhin war er eine Art Priester, selbst wenn er nicht an Gott glaubte, sondern seine Dreieinigkeit Liberte, Egalite, Fraternite hieß, und er legte auch Wert darauf, als solcher zu erscheinen. Er ging nicht nur deshalb stets schwarz gekleidet, weil ihm die Farbe gut stand. Seine schwärmerischen dunklen Augen spiegelten genauso wie die eines Heiligen das Leid und die Hoffnung der ganzen Menschheit wider.

Plötzlich fürchtete sich Annette vor ihm. Nicht vor seinem Zorn, nicht vor diesem Unterton einer kalten Wut, der manchmal in seiner Stimme mitklang, sondern nur davor, ihn zu verlieren.

»Sieh mich nicht so an«, bat sie ihn. »Ich liebe dich doch. Du bist alles, was ich habe, Armand. Ich will ja tun, was du verlangst. Aber sei bitte, bitte nicht böse

mit mir!« Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Ich verlange gar nichts von dir, Annette«, sagte Armand traurig. »Was du tust, mußt du für die Menschheit tun. Ich liebe dich, daran darfst du nicht zweifeln. Du bist das Einzige, was ich auch nach der Abschaffung allen persönlichen Eigentums noch für mich allein haben möchte. Aber sieh dir diese herrliche Landschaft an, den blauen See, das Meer von Narzissen und den wolkenlosen Himmel über uns. Das ist alles Betrug! In diesem Augenblick sind vier Fünftel der Menschheit dabei, zu verhungern oder in Ketten zu sterben. Denk an deine eigene Kindheit, denk an alle Kinder, die von Geburt an verdammt sind... Sie schauen auf dich, sie warten .'. Millionen von Sklaven strecken uns ihre gefesselten Hände entgegen... Wir dürfen nicht uns selbst angehören, wir gehören zu ihnen... Unser Glück wäre eine Beleidigung für ihre Leiden und für unser eigenes Herz. Sieh in diese hungernden, klagenden Gesichter... Kannst du sie nicht erkennen? Sie sind hier, sie sind immer um uns... Laß dich nicht von den schönen Blumen narren!«

Seine Stimme bebte und übte eine hypnotische Kraft auf Annette aus, wie sonst nur seine Augen. Sie wandte jäh ihren Kopf ab.

»Ich will sie nicht sehen, ich will nicht!« rief sie wütend. »Bitte zwinge mich nicht, Armand. Ich will wieder die Blumen sehen.«

Er nahm sie in seine Arme. »Mein armes Kind«, sagte

er mitleidig. »Du kannst nichts dafür. Ich glaube, ich bin ein schlechter Lehrmeister gewesen. Ich habe deine ideologische Erziehung überstürzt, ich habe ihr zuwenig Zeit gewidmet. Ich hätte dich mehr lieben sollen, indem ich dich besser erzog.«

Sie schluchzte auf. Das einzige, was er ihr beigebracht hatte, war, daß sie nicht ohne Liebe und nicht ohne ihn leben konnte. Aber das durfte sie ihm natürlich nicht sagen. Das wäre wieder Blasphemie gewesen. Und so mußten ihre Tränen ihre wahren Gedanken wegspülen.

»Ich wünschte, ich könnte mehr für die gute Sache tun«, sagte sie voller Demut, aber nicht sehr überzeugend. Doch schien sich die Aufrichtigkeit ihrer Tränen für Armand auch auf ihre Worte zu übertragen. »Kann ich nicht irgendeine Brücke hochgehen lassen oder etwas Ähnliches tun? Warum hast du mir nie erlaubt, eine Bombe zu werfen?«

Er lachte laut und küßte sie. Das erleichterte sie so, daß sie noch mehr weinen mußte.

»Bitte weine nicht, Liebling«, bat er. »Du wirst schon noch eingesetzt werden. Ich verspreche es dir. Du bist mein bester Genosse.«

»Dein - was?« schluchzte sie verzagt.

»Mein bester Kampfgenosse, mein zuverlässigster Mitarbeiter. Sei nicht ungeduldig, Annette. Es braucht alles seine Zeit. Ich schwöre dir, du wirst die gleiche Chance haben, dein Leben für die gute Sache hinzugeben, wie alle anderen Kameraden. Auch du wirst in

die Geschichte eingehen als einer der größten Vorkämpfer für die Befreiung der Menschheit.«

Sie schüttelte verzweifelt den Kopf und heulte fassungslos. Furchtbar, dachte sie, daß man sich den Mann nicht aussuchen kann, den man liebt. Sie hätte sonst so einen wie Dicky gewählt. Nur ein wenig jünger hätte er sein müssen. Aber man hatte ja keine Wahl. Man liebte, und das war alles.

VII

Als Annette das nächste Mal zu Glendale kam, stellte sie beunruhigt fest, daß die goldenen Skarabäen nicht mehr in ihrer Vitrine waren, und sie erkundigte sich ziemlich auffällig, was mit ihnen geschehen sei.

Dicky sah unschuldig auf den leeren Schaukasten. »Ich habe sie in den Tresor gegeben. Ich möchte mir die Dinger nicht gern stehlen lassen. Es sind in letzter Zeit einige Einbrüche verübt worden. Weiß man denn, ob der neue Eigentümer meine Lieblinge sorgfältig behandelt? Vielleicht läßt er sie zu Goldbarren einschmelzen. Gott bewahre!«

Annette gab sich Mühe, gleichgültig und überlegen auszusehen, aber irgendwie hatte sie doch das unwohle Gefühl, daß Dicky Bescheid wußte, und das war wirklich sehr, sehr unerquicklich. Andererseits zeigte sich Dicky ihr ergebener als je zuvor. Er suchte ständig ihre Gesellschaft, er brachte ihr Englisch bei, und obwohl sie ihren starken französischen Akzent nicht loswurde, kam sie mit der Sprache schnell zurecht. Überall sah man Annette und den Lord zusammen, in Konzerten, auf Gartenfesten, bei Segelpartien, auf Ausflügen ins Land und über den See ans französische Ufer.

Von einem dieser Ausflüge kehrte Annette verspätet zurück und hätte beinahe die Ermordung des Großfürsten Michael versäumt, vor allem, da sie noch rasch in eine Kirche trat, um dort kurz, aber inbrüns-

tig, für das gute Gelingen des Attentats zu beten.

Am folgenden Tag sah sie Dicky beim Krocketturnier des russischen Botschafters, Graf Rodendorff, wieder, und natürlich sprach man von nichts anderem als von dem Attentat. Die Öffentlichkeit war empört, und der Schweizer Polizei wurden ernste Vorhaltungen gemacht, weil sie nichts gegen die unaufhörliche Zuwanderung der Anarchisten unternahm. Um ihren Fremdenverkehr besorgt, verfügte die Regierung endlich eine systematische Kontrolle aller Emigranten und politischen Flüchtlinge, und damit wurde es für Armand und seine Freunde brenzlich. Sie entschlossen sich, für eine Weile nach Italien hinüberzuweichen – allerdings nicht, bevor sie ihren ersten, schon so lange geplanten Coup gelandet hatten, den Einbruch in die Villa Rodendorff.

Graf Rodendorff war ein plumper, bärtiger Bär und bekannt für seine Ausschweifungen. Obwohl er in Monte Carlo ein ansehnliches Vermögen verspielt hatte, war es noch immer sein Hauptvergnügen, sich das ganze Haus voll Gäste zu laden und sie von goldenen Platten speisen zu lassen. Man wußte auch, daß Seine Exzellenz unsterblich verliebt waren in eine erst jüngst in die Gesellschaft eingeführte, aber bereits allseits gern gesehene Madame de Sudery. Als sie es ablehnte, ihn zu heiraten, hatte er sich jammernd vor ihr auf die Knie geworfen und mit Selbstmord gedroht. »Das wäre Rodendorff's erster nützlicher Dienst an seinem Vaterland gewesen«, hatte Glendale darauf

nur gesagt.

Es war verabredet, daß Armand, Lecoœur und der Jockey in das Haus eindringen sollten, während Annette mit dem russischen Bären eine Balletaufführung besuchte. Unglücklicherweise wurde dem Grafen mitten in der Vorstellung übel – er hatte wieder einmal zu viel gegessen –, und seine Freunde mußten ihn nach Hause bringen. Zitternd vor Angst, daß man Armand und seine Komplizen nun auf frischer Tat ertappen könnte, eilte Annette in ihr Hotel. Die Gefahr schien noch einmal abgewendet, als der Graf unterwegs behauptete, daß er sich wieder besser fühle. Doch der russische General Dobrinskij und zwei Angehörige der Deutschen Botschaft, die ihn begleitet hatten, bestanden darauf, daß er sich daheim ausruhen müßte.

Als sie die Villa erreichten, fanden sie den Haupteingang offen und die Dienerschaft gefesselt und geknebelt in der Halle liegen, bewacht von einem ungeschlachten Kerl, der, eine Zigarre im Mund, in der Hand eine Pistole, auf und ab ging, während ein Mann von geringerer Größe dabei war, Gold- und Silbergeräte in Reisetaschen zu verstauen. Lecoœur machte seiner Wut über diese Störung Luft, indem er auf den Grafen schoß und ihn am Arm verwundete. Armand befand sich in diesem Augenblick im ersten Stock. Dort hatte ihm Rodendorffs Privatsekretär den Safe öffnen müssen. Durch den Schuß alarmiert – aber auch gerade damit fertig, den Geldschrank aus-

zuräumen – , kam er heruntergelaufen, und wenn das Trio nun auch sehr schnell das Weite suchte, kursierte ihre Personalbeschreibung doch bei allen Polizeidienststellen. Für die Ergreifung der Täter wurde eine Belohnung in Höhe von zwanzigtausend Franken ausgesetzt.

Da fanden sie sich also in der Bredouille! Armands auffallend gute Erscheinung, Lecoeurs massige Statur und der zwerghafte Wuchs des Jockeys machten jede Flucht aussichtslos. Einige Tage lagen sie in der Werkstatt von Pere Lanusse versteckt, einem angesehenen Uhrmacher mit einem väterlichen weißen Bart, bei dem man übrigens, als man ihn sechs Monate später verhaftete, genug Bomben fand, um alle Fürstenhäuser Europas auszurotten. Zunächst aber durchsuchte die Polizei Armands Unterschlupf in der Altstadt und traf dort die Gruppe russischer Emigranten noch immer um den Samowar versammelt, um sie herum Teepfützen und riesige Stöße aufrührerischer Schriften. Es schien nur noch eine Frage von Stunden zu sein, bis man auch Armand und seine beiden Freunde geschnappt haben würde. Da kam ihnen Annette zu Hilfe.

VIII

Annettes Zimmer im Hotel des Bergues lag zur Seeseite. Endlich ging die Nacht zu Ende. Die ersten Schleier der Morgendämmerung zogen über das Wasser. Annette stand am Fenster und verfolgte ängstlich jede Silhouette, die sich unten auf der Straße bewegte, jede Kutsche, die vorüberfuhr, jedes Fischerboot, das sich dem Ufer näherte. Sie wußte Armand in tödlicher Gefahr, fühlte aber auch, daß er noch am Leben war und noch unverletzt, denn sie selbst lebte ja noch und spürte auch keinen Schmerz in ihrem Körper.

Um neun Uhr, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, klopfte das Zimmermädchen und meldete, daß ein Uhrmacher Madame zu sprechen wünsche.

Annette ließ Pere Lanusse eintreten und hörte sich seine Botschaft an. Dann rauchte sie zur Beruhigung eine Zigarette und ging nachdenklich auf und ab. Es gab jetzt nur einen Menschen, an den sie sich um Hilfe wenden konnte. Aber sie mußte die Sache geschickt einfädeln, eine glaubwürdige Geschichte erfinden und ihre Rolle gut spielen. Sie war im Begriff, ein Wagnis einzugehen. Doch es war – unbedeutend, verglichen mit dem Risiko, Armand zu verlieren. Zum ersten Male wurde sie sich bewußt, daß es noch etwas anderes war als Liebe, was sie zu ihm hinzog: eine seltsame halb mütterliche, halb tyrannische Besitzgier, beinahe eine Art Raffsucht, der weibliche und launi-

sche Drang, das Beste, was es auf Erden gab, ganz für sich allein zu haben.

Eine halbe Stunde später rief sie nach einer Kutsche und fuhr zu Glendale.

Er frühstückte gerade auf dem Balkon. Sein Tukan leistete ihm dabei Gesellschaft, ein großer, farbenprächtiger Vogel mit einem Schnabel, der zweimal so lang war wie der übrige Körper. Glendale hatte ihn aus Südamerika mitgebracht, und sie verstanden sich ausgezeichnet miteinander. Annette überlegte kurz, wer von den beiden wohl der ältere sein mochte. Eine kunstvoll gearbeitete goldene Dose stand auf dem Frühstückstisch. Als Glendale sie öffnete, um Annette eine Zigarette anzubieten, erklang eine Spieluhr. Im Morgenlicht und in seinem Schlafrock aus Damast sah Dicky grauer und leidender aus als sonst. Sein Gesicht wirkte maskenhaft starr. Zu den Mundwinkeln liefen zwei tiefe Falten, die nur scheinbar ein Lächeln andeuteten. Annette nahm eine Zigarette, setzte sich Dicky gegenüber und wartete, bis der Diener gegangen war.

»Dicky, es ist etwas Furchtbares passiert«, fing sie an.

»Das bedeutet, daß Sie sich verliebt haben, und zwar in den falschen Mann. Stimmt's? Ich habe noch nie erlebt, daß sich eine Frau in den richtigen Mann verliebt hat.«

»Wie Sie das wieder erraten haben, Dicky! Es ist tatsächlich ganz und gar der falsche Mann.«

»Gratuliere, meine Liebe! Ich bin schon ziemlich alt,

aber ich suche noch immer nach der falschen Frau für mich. Sie passen sich heutzutage alle so entsetzlich an.«

Er sah sie prüfend an. »Na gut, vielleicht nicht alle!«
»Ich danke Ihnen, Dicky. Sie sind reizend. Ich glaube fast, Sie mögen mich gern.«

»Heißt das, daß ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann?«

»O Dicky, Sie können sich nicht vorstellen, wie unmöglich er ist!«

»Also was ist es denn für einer? Ein Kutscher? Ein Fischer? Ein Parkwächter? Ein Straßenmusikant? Oder-Gott behüte! – ein Dichter?«

Nun war es Zeit, daß sie ihre Geschichte erzählte. Natürlich nicht ganz die wahre. Wohl vertraute sie Dicky völlig, aber sie hatte noch nicht den nötigen Abstand zu ihrer Vergangenheit, sie schämte sich ihrer noch, das heißt, sie war noch nicht Lady genug, um über alles sprechen zu können. Später hatte sich Lady L. oft ausgemalt, wie es gewesen wäre, wenn sie ihm die reine Wahrheit gesagt hätte. Wie gern hätte sie es getan und dann mit ihm zusammen über alles gelacht. Aber damals war sie eben noch keine grande dame und konnte es sich nicht leisten, aufrichtig zu sein. Daß sie ihm nicht alles gestand, war vielleicht der beste Beweis dafür, daß sie noch nicht die spezielle Vorliebe der englischen society für nicht unbedingt stubenreine Witze und schockierende Geschichten teilte und noch nicht diese höhere Gleichgültigkeit

besaß, die aus einem Menschen genausogut einen Helden wie einen Mörder machen kann. Im übrigen hatte sie sich ja sorgfältig eine Geschichte zurechtgelegt, und die wollte sie nun auch erzählen. Sie hatte das Gefühl, daß ihre Geschichte glaubhaft klang. Das einzige, was sie etwas nervös machte, war der Tukan. Er fixierte sie fortwährend mit schiefem Blick, und es sah geradeso aus, als grinse er höhnisch.

Eines Abends - sie war gerade dabei, ihr Haar zu kämmen - bemerkte sie plötzlich, daß sich der rote Samtvorhang eigenartig bewegte, obwohl das Fenster geschlossen war. Zuerst wollte sie nach dem Zimmermädchen läuten, doch dann entschloß sie sich, der Sache selbst nachzugehen. Sie war nicht ängstlich oder irgendwie nervös. Sie ging auf den Vorhang zu und...

»Ich sage Ihnen, Dicky, ich habe nie zuvor einen so hübschen Mann gesehen. Mit weit geöffnetem Hemd stand er da, eine Pistole in der Hand - die romantischste Erscheinung, die sich denken läßt. Er ähnelte etwas dem Porträt von Lord Byron, das in Ihrer Bibliothek hängt. Ich fürchtete mich nicht unbedingt, aber mein Herz schien trotzdem beinahe stillzustehen. Ich sah sofort, daß es sich um keinen gewöhnlichen Einbrecher handelte. Was hinter dieser reinen Stirn vorging, konnte nicht niedrig oder geistlos sein.«

Glendale, damit beschäftigt, Butter auf den Toast zu streichen, schien amüsiert.

»Komisch«, meinte er, »jedesmal, wenn sich eine Frau

körperlich zu einem Mann hingezogen fühlt, behauptet sie, seine Seele oder sein Geist hätte es ihr ange-
tan. Selbst dann, wenn er, wie in Ihrem Fall, noch gar
kein Wort herausgebracht hat, geschweige denn, sich
eine Gelegenheit bot, seine Intelligenz zu bewundern.
Sinnliches Begehren mit geistiger Hochachtung ver-
wechseln, ist dasselbe wie Politik mit Idealismus
gleichsetzen. Beides ist verhängnisvoll! So, und wie
ging es danach weiter? Ich meine, nach dem, was ge-
schehen mußte und was Ihnen sicherlich ungeheuer
gefallen hat.«

»Bitte werden Sie nicht zynisch, Dicky«, bat Annette
leicht gekränkt. »Ich verband zunächst einmal seine
Wunden... Oh, ich habe ja noch gar nicht erwähnt,
daß er verletzt war... Und dann versteckte ich ihn für
ein paar Tage in meinem Appartement... Und dann
verliebten wir uns Hals über Kopf ineinander. Ja, und
eines Morgens ging er wieder fort. Seitdem habe ich
ihn nicht mehr gesehen. Das ist ungefähr eine Woche
her. Und jetzt, fürchte ich, hat er etwas sehr Dummes
angestellt...«

»Nämlich die Villa von Rodendorff, dem alten Trot-
tel, ausgeräumt, stimmt's?«

»Woher wissen Sie das?«

»Es steht in der Zeitung.«

»Dicky! Ich liebe ihn!«

»Wenn er kein gewöhnlicher Einbrecher ist, was ist er
dann? Abgesehen von »unwiderstehlich.«

»Ich fürchte, er ist ein Anarchist.«

»Wirklich? Das ging aus Ihrer schwärmerischen Beschreibung nicht hervor. Mir ist noch kein gutaussehender Anarchist oder Sozialist begegnet. Gewöhnlich sind diese Leute superintelligent und furchtbar unattraktiv. Er ist also eine Ausnahme, gut. Und wie geht es nun weiter?«

»Er wird von der Polizei gesucht. Offenbar ist er sehr bekannt. Er heißt Armand Denis. Kennen Sie den Namen zufällig?«

Zum erstenmal während dieser Unterhaltung zeigte sich Glendale überrascht und sogar etwas aufgeregt. »Aber natürlich! Das ist doch dieser romantische Dichter!«

»Ein Dichter? Armand? Nein«, sagte Annette. »Er nennt sich selbst ‚Sozialreformer‘. Er möchte der ganzen Welt Gerechtigkeit, Freiheit und dergleichen bringen.«

»Genau das habe ich ja gesagt: er ist ein Dichter«, sagte Glendale. »Burschen dieser Art starben vor fünfzig Jahren für die griechische Unabhängigkeit freudig an der Ruhr, so wie Byron. Es gibt nichts Kläglicheres als diese letzten Überreste der Romantik, die so nach und nach ans Ufer des zwanzigsten Jahrhunderts treiben. Mein Freund Karl Marx hat die Anarchisten einmal treffend definiert. Er sagt: ›Sie sind Träumer des Absoluten, die ihre dichterische Eingebung für eine Gesellschaftslehre halten.‹ Sie gehen an jedes Problem mit der Sehnsucht des Künstlers nach Vollkommenheit heran, sitzen vor der Menschheit wie ein

Maler vor seiner Leinwand und überlegen, wie die Sache ein Meisterwerk werden könnte. Anstatt daß sie zufrieden sind, wenn ihnen ein vollkommenes Gedicht gelingt, wollen sie auch noch eine vollkommene Gesellschaft zusammenreimen. Schreckliche Kerle! – Aber deshalb muß so einer nicht auch ein schlechter Liebhaber sein.«

Annette sah ihn zerknirscht an. »Aber was soll ich jetzt nur tun? Wie kann ich ihm helfen? Die gesamte Polizei der Schweiz ist hinter ihm her.«

»Das hört sich alles höchst phantastisch an«, sagte Glendale behaglich und schob die Kaffeetasse fort. »Soweit irgend etwas in der Schweiz überhaupt phantastisch sein kann, meine ich. Warum gehen Sie mit Ihrem jungen Freund nicht für eine Weile nach Italien? Das wäre doch die beste Lösung und bringt ihn vielleicht sogar auf den Gedanken, daß es noch andere Wege zur Glückseligkeit gibt. Warum müssen sie unbedingt mit Bomben gepflastert sein? Übrigens –«, Glendale nahm noch einen Toast und wechselte dabei das Thema, »- wer sind Sie eigentlich, Annette?«

Sie sah ihn mit unschuldigen Augen an. »Wie meinen Sie das? Ich bin die Marquise de Sudery.«

»Einen Marquis de Sudery hat es nie gegeben«, antwortete Glendale gelassen. »Na ja, das ist nicht so wichtig. Jedenfalls will ich Ihnen gern helfen. Warten Sie... Wo ist Ihr Freund augenblicklich?«

»Er hält sich in der Altstadt versteckt. Da ist er natürlich in größter Gefahr. Wenn sie ihn kriegen, werden

sie ihm das Fell über die Ohren ziehen.«

Glendale fand diesen unbeabsichtigten Rückfall in die Volkssprache köstlich. Er lachte laut und beruhigte dann Annette. »In der Schweiz ziehen sie einem nicht das Fell über die Ohren. Das wäre ihnen viel zu anstrengend. Trotzdem, mal sehen, was wir für ihn tun können. Zunächst würde ich den jungen Mann ganz gern einmal kennenlernen. Ich habe zwar noch nie eigenhändig eine Bombe geworfen, aber ich glaube, auf andere Weise getan zu haben, was in meiner Macht stand. Genau genommen habe ich durch meinen Lebensstil die englische Aristokratie und diese Institution, die Ihr Freund die »herrschende Klasse« nennen würde, mehr geschädigt als irgendein Terrorist. Ich bin bereit, für Sie und den guten Denis eine kleine Italienreise zu organisieren. Ich stelle mir das sehr amüsant vor. Es wird mir ein Vergnügen sein, dem Prince of Wales zu erzählen, daß ich einen polizeilich gesuchten Anarchisten aus der Schweiz geschmuggelt habe. Ich hoffe, seine verehrte Frau Mutter erfährt es auch. Es ist lange her, daß ich etwas für meinen Ruf getan habe. Man könnte bei Hof fast annehmen, ich hätte meinen Nimbus eingebüßt.«

Armands Flucht aus der Schweiz ist vermutlich die komfortabelste, die jemals für einen Mann arrangiert wurde, dem die Polizei dreier Länder auf den Fersen war. Zusammen mit seinen Freunden, Annette und Glendale überquerte er die Grenze in Glendales Privateisenbahnwagen mit dem herzoglichen Wappen.

Die Schweizer Behörden ließen die Strecke bewachen und trafen – nach den anarchistischen Anschlägen, die kürzlich stattgefunden hatten, sehr besorgt um die Sicherheit des hochgeschätzten Gastes – alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen. Offiziell ging die Reise zum Pferderennen nach Mailand. In einem Spezialwaggon wurden zwei der besten Pferde des Duke mittransportiert. Sie wurden betreut von einem Pfleger und einem Trainer, der einen auffällig großkarierten Anzug trug. Auch ein Jockey war noch dabei. Er hatte seinen Sattel gleich mitgebracht. Glendale und Sapper waren sich von Anfang an sympathisch und fielen sich vor Freude beinahe in die Arme, als sie feststellten, daß sie dieselben Pferde kannten.

Armand Denis erschien in tadelloser Kleidung und half Annette galant beim Einsteigen. Bei der Abfahrt des Zuges salutierte eine Ehrenwache der Miliz, und vom Bahnhofsdach flatterte der *Union Jack* neben der Schweizer Bundesflagge. Die Unterhaltung zwischen dem alten Aristokraten und dem jungen Anarchisten – bei Kaviar und Champagner im Speiseabteil, während der Koch Fasane und englische Steaks briet – gefiel beiden ungemein. Annette war, obwohl sie Armand mehr zuschaute als zuhörte, sehr stolz, daß ihr Geliebter sich gegen einen so gut gerüsteten Gegner wie Glendale zu behaupten vermochte. Er zeigte in diesem Duell mit einem der scharfsinnigsten Männer seiner Zeit einen so glänzenden Stil und so viel Würde, daß Annette dachte, er hätte genausogut als Erz-

herzog geboren werden können.

»Verzeihen Sie, Monsieur«, sagte Glendale, »aber Ihre Logik überzeugt mich durchaus nicht. Ich halte Ihren Plan, die Staatsform zu zerstören und die Gesetze dadurch aufzuheben, daß Sie die höchst vergänglichen Hüter von Staat und Gesetz umbringen, für unzureichend. Sie überschätzen die Bedeutung des Individuums, sei es ein König oder ein Präsident. Wenn Sie mir gesagt hätten, daß Ihnen das Bombenwerfen um seiner selbst willen Spaß macht, hätte ich Sie eher verstanden. Genauso wie ich die Leute begreifen kann, die ihre Zeit damit verbringen, an einem Seeufer oder an einem Fluß zu sitzen und zu angeln. Obwohl ich persönlich niemals angeln würde.«

Armand schüttelte den Kopf und widersprach höflich. »Monsieur, Attentate auf die Machthaber und Angriffe gegen die Staatsgewalt sind für mich nur Mittel zum Zweck. Ich will damit nur die Gesellschaft herausfordern, sich noch grausamer als bisher zu verteidigen. Ich möchte provozieren, daß das Volk noch mehr unterdrückt wird, denn wenn sein Dasein erst einmal ganz und gar unerträglich geworden ist, wird es sich wie ein Mann erheben und das kapitalistische System mit einem Schlag zertrümmern. Alles, was wir beabsichtigen, ist also, unseren Feind, die Gesellschaft, zu zwingen, gegen uns loszuschlagen. Sie soll an ihren eigenen Ausschreitungen zugrunde gehen! Verstehen Sie: wir terrorisieren, um den Gegner zum Terror zu reizen. Wenn es keinen Fußbreit Freiheit

mehr geben wird, dann stehen die Massen auf, und wir haben gewonnen!«

Glendale machte ein betrübtes Gesicht. »Sie haben eine ziemlich niedrige Meinung vom Volk, Monsieur«, sagte er vorwurfsvoll. »Ich, der ich Aristokrat bin und dementsprechend dekadent, denke viel höher von der Masse. Sie braucht nicht zur Revolution getrieben zu werden. Der Augenblick wird kommen, da sie, nachdem sie lange genug meine Lebensweise beobachtet hat, an meinem Vergnügen teilhaben will. Bitte sehr, solange sie ernsthaft entschlossen ist, das Leben zu genießen, macht es mir nichts aus, abtreten zu müssen. Der Gedanke, daß nach mir Millionen von Hedonisten und Lebenskünstlern die Erde bevölkern, würde mich nur freuen. Ich liebe den Genuß, und nichts macht einem Genußmenschen mehr Vergnügen, als zu sehen, wie andere ihr Leben auch genießen. Der wahre und vollendete Liebhaber des Vergnügens wird sogar ganz ohne eigenes Vergnügen auskommen, wenn er nur die Freude der anderen miterleben darf. Er ist dann ein *voyeur* im besten Sinne des Wortes. Vielleicht muß man so auch die buddhistische Idee der Kontemplation und Entsagung verstehen. Buddha hat die höchste Stufe seines Daseins erreicht, wenn ihm das eigene Glück nicht mehr genügt und er sich vom Glück der ganzen Menschheit umgeben wissen will. Solange ich die Stimmen der Glücklichen um mich herum hören kann, weiß ich, was Zufriedenheit ist.«

Armand zog eine Grimasse. »Monsieur, wer weiß, daß er unrecht hat, seine Fehler und Irrtümer jedoch nicht eingestehen will, zieht sich gewöhnlich ins Paradoxe zurück und versucht zu beweisen, daß Weiß schwarz ist und Schwarz weiß.«

Annette gefiel dieses Gespräch außerordentlich. Sie konnte gar nicht sagen, wer ihr mehr Vergnügen bereitete, ihr geliebter Rebell mit seinen radikalen, selbstsicher vorgetragenen Ansichten oder der alte stirnrunzelnde, aber tolerante Hedonist, der die Welt besser zu kennen glaubte und genießerisch lächelte, als habe er soeben die reife Frucht der letzten Weisheit verspeist.

IX

In Mailand angekommen, blieb Armand und seinen Freunden nichts anderes übrig, als sogleich wieder unterzutauchen, und es war nur gut, daß Glendale da war, um Annette die Zeit zu vertreiben. Es war ihr erster Aufenthalt in Italien. Mit der Geschicklichkeit eines Zauberers erschloß Glendale ihr diese neue und doch unendlich alte Welt. Sie war auf viel Schönes vorbereitet gewesen, aber die Wirklichkeit übertraf doch alle Erwartungen. Vor Aufregung wurde sie ganz krank und mußte in Venedig einige Tage im Bett verbringen. Auf dem Balkon liegend, starrte sie verklärt zur Kirche San Giorgio Maggiore auf der anderen Seite des Kanals hinüber, bis der Arzt nach gründlicher Untersuchung die Ursache ihrer Krankheit erkannte und Bettruhe hinter verschlossenen Fenstern verordnete. Sie hatte Rom gesehen und seine antiken Ruinen, die einst Tempel und Paläste gewesen und dann niedergebrannt waren, während Nero ein selbstverfaßtes Lied zur Zither sang. Dabei hatte sie überlegt, ob Armand, hätte er damals gelebt, Musik gemacht oder den Brand gelegt haben würde. Auch an der geweihten Stätte, wo man die Christen den Löwen vorgeworfen hatte, waren ihre Gedanken bei Armand. Unwillkürlich mußte sie sich ihn in der Rolle eines gläubigen Römers vorstellen. Sie war überzeugt, daß er schon damals zu den Märtyrern gehört hätte. Das stimmte sie so traurig, daß sie mitten

in der Arena hemmungslos zu weinen anfang, und es nützte auch nichts, daß ein Priester, bewegt von der frommen Inbrunst und dem Mitleid des Mädchens mit den ersten Bekennern, zu ihr trat und ihr seinen Segen erteilte. Später war sie die Via Appia entlanggefahren und in ihrer Phantasie dabei Armand entgegengeseilt, der als Caesar von einem siegreichen Eroberungszug zurückkehrte. Vergnügt den Sonnenschirm zwischen den Fingern drehend, hatte sie sich gefragt, was für ein Kostüm sie zu diesem Anlaß wohl getragen hätte, und dann auf einmal den Wunsch verspürt, zu Lupi, dem berühmtesten Couturier von Rom zu gehen und ein neues Kleid zu bestellen. An jedem neuen Ort, bei der Besichtigung der Kirchen, die so schön waren, daß Annette auf die Knie fallen mußte, in Florenz und Pisa vor den Bildern von Giotto und Carpaccio oder in einer Loge der Mailänder Scala, den größten Sängern lauschend, und wieder in Venedig, während sie in Dickys Gondel über den Canale Grande glitt, hatte sie mit gebieterischem Entschluß, der keinen Widerspruch duldete, festgestellt, daß dies ihre Welt war, ihr Leben, ihr rechtmäßiger Platz. Hier gehörte sie hin, hier erst fand sie zu sich selbst.

Glendale beobachtete diese Entwicklung genau und freute sich, daß sein Plan zu gelingen schien.

»Ich bin so froh, daß es Ihnen gefällt, meine Liebe. Es gibt heutzutage nur noch wenige Menschen, die zu genießen verstehen. Man muß Talent dazu haben, das

Schöne zu erkennen, und Sie besitzen es zweifellos. Sie müssen sich ihm ganz widmen, so wie ein Klaviervirtuose seine ganze Zeit dem Klavierspiel widmet. Fördern Sie Ihre Begabung mit allen Mitteln und bringen Sie sie zu höchster Vollendung!«

Aber obwohl Glendale ihr alle Schätze zu Füßen legte, die sein Hoflieferant Italien zu bieten hatte, fühlte er oft, daß er auf verlorenem Posten kämpfte und daß, welche neuen Überraschungen und Aufregungen er Annette auch bereitete, ihre Liebe das einzige war, was ihre Gedanken lenkte. Er wußte genau, in welches finstere Viertel der Stadt sie sich begab, wenn er sich nach einem gemeinsamen Besuch der Scala vor der Tür ihres Hotels mit einem Handkuß von ihr verabschiedet hatte.

»Darf ich Ihnen wenigstens meine Kutsche zur Verfügung stellen?«

»Danke, Dicky. Ich nehme eine Droschke. Das fällt weniger auf.«

Er winkte eine Droschke heran, half Annette einsteigen, und sie fuhr in die Via Perdita, wo Armand sich unterm Dach eines schäbigen, stinkenden Hauses versteckt hielt.

»Wieviel Geld hast du heute deinem noblen Freund wieder abgeknöpft?« war stets seine erste Frage.

Sie nahm ihm seine zynische Gereiztheit nicht übel. Natürlich litt er unter der vollkommenen Abhängigkeit von Glendale und ihr. Sie bemerkte jede Regung von Eifersucht und Verzweiflung hinter seinen gro-

ßen Worten sogar mit einer gewissen Genugtuung. Niemals hatte er sie mehr gebraucht als jetzt. Das gab ihr das beruhigende Gefühl, ihn ganz zu besitzen. Wenn er sie umarmte und sein Gesicht stumm und verzagt an ihren Hals preßte, war in dieser Geste mehr Aufrichtigkeit als in allen seinen sarkastischen Bemerkungen. In diesem Augenblick feierte sie ihren Sieg über Liberte, Egalite und Fraternite, die ihre Gewalt über Armand mehr und mehr zu verlieren schienen. Er legte seinen Kopf in ihren Schoß. Sie beugte sich über ihn, ihr offenes Haar fiel über sein bleiches Gesicht und seine Brust, und sie war so froh, ihn endlich für sich allein zu haben, daß ihr ein Liebeslied aus dem achtzehnten Jahrhundert einfiel, das sie in der Rue de Lappe in Paris oft gehört hatte:

Je ne connais pas d'autre toujours Que mon amour Que mon amour

Je ne vivrais pas un seul jour Sans mon amour Sans mon amour...

Der Poeta Laureatus sah erstaunt auf. Lady L. sang! Sie war unter einem Wildkirschenbaum stehengeblieben und sang ein französisches Lied. Ihre Stimme – diese seltsam jugendliche Stimme, die ihn jedesmal schwach werden ließ – schien in den letzten sechzig Jahren nicht gealtert zu sein. Sie klang noch immer mädchenhaft. Als das kleine Lied zu Ende war, standen plötzlich Tränen in ihren Augen, und auch Sir

Percy wandte sich schmerzlich bewegt ab.

Eines Tages, als sie Armands enge Dachstube mit einem Korb voll Trauben, einem Fasan und einer Flasche Wein betrat, traf sie Lecoeur und den Jockey an, die sich auf dem Bett niedergelassen hatten und Armand zuhörten. Er nickte ihr nur zerstreut zu, und sie sah auf den ersten Blick, daß diese altbekannte brennende Besessenheit ihn wieder gepackt hatte. Auch Lecoeur machte einen beängstigend geistesabwesenden Eindruck. Aber das war ein anderer Fall. Obzwar noch immer wohlgenährt, befand er sich offenbar im letzten Stadium einer berüchtigten Krankheit, wie das puterrote Gesicht und die weitgeöffneten Pupillen erkennen ließen. Sapper warf Annette einen traurigen Blick zu und betrachtete dann wieder seine Zigarette. Es war übrigens noch ein vierter Mann im Raum, ein schwächlicher kleiner Italiener namens Marotti. Man besprach gerade den Plan, König Umberto während der Premiere der neuen Verdi-Oper zu ermorden. Annette hielt sich die Ohren zu und stürzte aus dem Zimmer.

Die nächsten Tage verliefen nach bekanntem Muster. Sie mußte sich wieder von ihrem Schmuck trennen, und der Erlös wurde in die Vorbereitungen auf den Anschlag gesteckt. Dabei hatte ein Paar Diamantenoohrringe seine besondere Geschichte, in der alle drei, Annette, Glendale und Armand, ihre typischen Rollen spielen sollten. Die Steine waren klein, aber außerordentlich hübsch gefaßt, ein Meisterstück Floren-

tiner Goldschmiedekunst. Wie strahlende Freudenstränen sahen sie aus. Aber als Armand nach ihnen verlangte, gab Annette sie doch her, und sie wurden sofort verkauft. Glendale sah Annette am folgenden Abend nur kurz an und fragte dann scharf, an wen die Ohrringe verkauft worden seien. Er kaufte sie zurück und schenkte sie Annette wieder. Bald waren sie abermals in Armands Händen und in dem kleinen Laden in der Galleria Vittorio Emanuele, von wo Glendale sie geduldig ein zweites Mal zurückkaufte. Lady L. mußte jedesmal lachen, wenn sie sich daran erinnerte, wie dieselben Ohrringe dreimal verkauft und zurückgekauft worden waren und wie sie, trotz der heiligsten Versprechen gegenüber Glendale, sie doch ein viertes Mal hatte Armand aushändigen müssen.

Schließlich wurde Glendale böse. Er ließ seine schwarz-gelbe Kutsche mit dem herzoglichen Wappen anspannen und sich zu Armands Versteck fahren, das er ständig hatte bewachen lassen aus Furcht, die Polizei könnte das Nest ausheben, gerade wenn Annette sich dort aufhielt. Er betrat die kleine Werkstatt, in der Marotti an der Handpresse arbeitete, während Armand an einem Tisch saß und an einem dieser anonymen Flugblätter schrieb, die den italienischen Behörden großes Kopfzerbrechen bereiteten, weil ihnen die Diktion unbekannt vorkam. Man schrieb sie einmal sogar d'Annunzio zu.

Glendale nahm seine Briefftasche aus dem Rock, trat

zu Armand und fragte ihn kurz: »Also wieviel brauchen Sie genau, um König Umberto umzubringen? Ich gebe Ihnen das Geld, aber lassen Sie gefälligst Ihre Hände von Annettes Ohrringen. Sie liebt diese Dinge nämlich sehr. Stellen Sie sich meinetwegen vor, sie wären ein Geschenk von Ihnen.«

Der Mechanismus der Bombe in der königlichen Opernloge funktionierte nicht, und Umberto mußte bis zum Jahre 1900 warten, ehe man ihn tatsächlich umbrachte. Dieses erste fehlgeschlagene Attentat erweckte in Annette eine Regung, der sie sich kaum für fähig gehalten hätte: Sie entdeckte ihr Faible für Könige und ertappte sich bei dem Wunsch, daß es mehr von ihnen geben sollte. Ihre Politik ging sie nichts an. Aber das feierliche Schweigen, das dem Eintritt eines Monarchen vorausging, und die Prachtentfaltung in seiner Umgebung, die roten Teppiche, die silbernen und goldenen Borten, die Uniformen und die mit Brillanten besetzten Orden auf der Brust der Offiziere hatten es ihr angetan. Sie bedauerte nur, daß die Könige nicht mehr mit ihren Kronen auf den Häuptern und den Zeptern in den Händen herumliefen. Trotzdem war es noch immer ein großartiges Theater. Mochte es auch ein Zeichen von Naivität sein, so ein Aufzug von Majestäten, Generälen mit weißem Helmbusch und Kardinalen in Scharlach und Purpur begeisterte sie eben. Ja, vor allem die Kirche kleidete ihre Leute so großzügig! Von diesem Gepränge konnte es für sie niemals genug geben. Könige waren unbe-

streitbar eine Augenweide. Ob sie nun zum Thron schritten oder zur Guillotine -Hauptsache, es geschah in glanzvollem Rahmen.

Lady L. erinnerte sich an diese Schwärmerei ihrer Jugendzeit mit nachsichtigem Lächeln. Es war ja nur ein Beweis dafür, daß ihre Erziehung noch nicht abgeschlossen war, daß Annette Boudin noch weit davon entfernt war, eine Lady zu sein, und noch immer nicht frei von dieser ganz normalen Schwäche, die Zimmermädchen und Kinderfräulein für Gardisten, königliche Feuerwerker, Musiker oder gar Polizisten hegen.

Die erste Anstrengung, sich von Armand loszureißen, unternahm sie einen Monat später, kurz bevor sie mit Dicky zum Karneval nach Venedig fuhr. Eines Nachts, als sie sich nach einem Ball bei der Prinzessin Montanesi mit ihrem Geliebten in einer geschlossenen Kutsche traf, bemerkte sie, wie er sie abschätzend und höhnisch musterte. Sie hatte keine Zeit gehabt, sich umzuziehen, und so leuchtete um ihren Hals, an den Ohren und Handgelenken im Licht der Gaslaternen das Feuer von ungezählten Smaragden und Diamanten, die Glendale ihr für diesen Abend geliehen hatte.

Schweigend fuhren sie durch die Straßen von Mailand. Zuerst sah Armand starr geradeaus, ohne ein Wort zu sagen. Dann rief er dem Kutscher plötzlich den Namen eines Elendsviertels zu, und es ging in die gewünschte Richtung. Annette fühlte sich selbst elend

und verloren. Armand hatte kaum mit ihr gesprochen. Von allem Widerwärtigen, was sie in ihrem Leben durchgemacht hatte, war Armands Kälte und Gleichgültigkeit vielleicht am schwersten zu ertragen. Irgendwo ließ Armand anhalten. Er stieg aus und zog Annette hinter sich her. Sie befanden sich in der finsternen, häßlichen Gegend des Campo. Auf den feuchten rissigen Mauern spielte das Mondlicht. Ein paar einsame Strahlen verirrten sich bis in die unheimlichen Toreingänge. Es war spät in der Nacht, und die engen Gassen waren menschenleer, bis auf eine elegant gekleidete junge Dame in – offensichtlich nicht ganz freiwilliger – Begleitung eines barhäuptigen jungen Mannes in Schwarz, der wie ein verrückt gewordener Priester aussah.

Plötzlich blieb Armand stehen. Eine alte Bettlerin, die an eine Hauswand gelehnt saß, hatte, als die beiden näherkamen, hoffnungsvoll ihre Hand ausgestreckt. Ohne jede Erklärung nahm Armand Annette die Ohringe ab, dann die Halskette, die Armbänder, und zum Schluß zog er ihr die Ringe von den Fingern. Dann beugte er sich über die Bettlerin und befestigte die Ohringe in ihren Ohren, hing ihr die Kette um den faltigen Hals und zwängte Ringe und Armreifen über ihre klauenartigen Hände.

»Nimm das und behalt's«, stieß er zwischen den Zähnen hervor und fügte mit Pathos hinzu: »Dem Volk wurde es gestohlen, zum Volk kehrt es zurück. Es sei dein.«

Unter dem Gewicht der schweren Juwelen fielen der Bettlerin die Hände matt in den Schoß. Mit weit geöffneten Augen und aufgesperrtem Mund starrte sie ihren großzügigen Spender sprachlos an.

Irgend etwas an der Frau machte Annette stutzig. Sie trat einen Schritt näher und beugte sich zu ihr herab. Die Augen waren noch immer weit aufgerissen, der Mund klaffte auseinander... Die Frau war tot. Sie hatte einen Herzschlag bekommen. Annette schrie auf, wandte sich um und lief, vor Entsetzen laut aufschreiend, davon.

Am nächsten Tag berichteten die Zeitungen von dem »mysteriösesten Leichenfund des Jahrhunderts«, wie sie es nannten: die Entdeckung einer alten Bettlerin im Elendsviertel der Stadt, die man, mit einer kostbaren Perlenkette um den Hals, Diamantengehänge in den Ohren, die Lumpen auf der Brust mit einer goldenen Skarabäusnadel zusammengehalten und die steifen Handgelenke mit Smaragdarmbändern geschmückt, tot aufgefunden hatte.

Annette verbrachte eine schlaflose Nacht, wanderte in ihrem Zimmer auf und ab und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Das erste Mal, seit sie Armand kannte, hatte sie Angst vor ihm. Sie fühlte sich beleidigt und zurückgestoßen und war über die Art, wie Armand sie behandelt hatte, und gegen die sogenannte »gute Sache«, der sie ihren Schmuck und ihre Würde hatte opfern müssen, außer sich vor Empörung, genauso, als hätte ihr Geliebter sie mit einer

anderen Frau betrogen. Alles, was in ihrem Wesen noch ursprünglich und von Armands Erziehung noch unverdorben war, trieb sie zum Haß. Sie entdeckte in sich eine neue Grausamkeit, den heftigen Drang, zu strafen; zu verletzen, sogar zu zerstören. Sie gab sich ganz dem Sturm ihrer Gefühle hin und dieser Empfindungen, die schon manchen Franzosen zum Verbrecher aus Leidenschaft gemacht haben, zum Mörder aus verschmähter Liebe, dem das Gericht noch stets Verständnis entgegengebracht und Freispruch zugebilligt hat. Am nächsten Morgen nahm sie den Zug nach Como und suchte Zuflucht und Trost bei dem einzigen Menschen, der sie wirklich verstand.

»Ich halte es nicht mehr aus, Dicky. Ich kann nicht mehr. Es ist völlig hoffnungslos. Er wird mich mit sich ins Verderben ziehen. Kannst du zusehen, wie man mich ins Gefängnis schleppt, Dicky?«

Glendale drückte ihren Kopf väterlich gegen seine Schulter und versuchte, sein Triumphgefühl zu verbergen. Ihm war zumute, als wäre es ihm endlich gelungen, die *Mona Lisa* aus dem Louvre zu stehlen.

»Hilf mir, Dicky! Ich bitte dich darum!«

»Aber meine Liebe, es ist doch alles ganz einfach. Geh nicht mehr zu ihm zurück! Damit es dir leichter fällt, können wir miteinander verreisen, in die Türkei, oder wenn du willst, nach Japan.«

»Verreisen? Aber ich kann ihn doch unmöglich verlassen, Dicky! Ich kann ohne ihn nicht leben. Ich liebe ihn so schrecklich. Solange ich lebe, werde ich

immer wieder zu ihm zurückkehren. Mein Gott, Dicky, was soll ich nur tun?»

»Ich fürchte, da gibt es nur eine einzige Möglichkeit«, sagte Glendale energisch. »Wir müssen es so einrichten, daß du ihn einfach nicht mehr wiedersehen kannst. Es wird anfangs sehr schmerzlich für dich sein, aber nach einem Jahr oder zweien wirst du, glaube ich, wie das Leben nun einmal ist, darüber hinweggekommen sein - , über diese Schwäche, meine ich.«

»Nein, es hat keinen Zweck, in die Türkei zu fahren oder selbst bis nach Japan. Es ist nicht weit genug. Ich kenne mich doch!«

»Dann bleibt nur noch eins übrig: ein Aufenthalt hinter dicken Mauern, unter strengster Bewachung und Eisengitter vor der Tür. Dann dürfte Armand außer Reichweite sein.«

»Wie meinst du das, Dicky? Ich kann doch nicht in einer Festung leben!«

»Ich spreche auch nicht von dir, meine Liebe, sondern von deinem Armand. Wie wär's, wenn man ihn in eine dieser soliden altmodischen Festungen sperrte, die die Italiener von den Österreichern geerbt und in gutem Zustand erhalten haben?«

Annette stampfte vor Entrüstung mit dem Fuß auf.

»Dicky, das kann doch nicht dein Ernst sein. Ich verbiete dir... Ich würde nie mehr mit dir sprechen oder dich wiedersehen wollen, wenn...«

»Denk noch einmal genau darüber nach, Annette.

Meine Gesundheit ist nicht die beste. Die Ärzte haben den Verdacht, daß ich langsam alt werde. Wenigstens darin unterscheide ich mich nicht von den Demokraten. Ich habe keine Kinder. Wenn ich an meine Häuser, Gärten, Blumen und an meine Sammlungen denke, die ich ohne die Obhut hinterlasse, die sie brauchen... Du und ich, wir beide allein lieben diese hübschen Sachen... Du weißt, was ich sagen will. Sie brauchen jemand, der sie versteht und sie achtet, der sie betreut, sich mit ihnen vergnügt, sie liebhat... Ich möchte dich heiraten, Annette.«

Sie starrte ihn ungläubig an. »Aber Dicky! Du hast ja keine Ahnung, wer ich bin!«

»Ich weiß alles! Schon vor einem Jahr habe ich mich für deine Vergangenheit interessiert, und ich glaube, mir ist nur wenig davon verborgen geblieben. Ich kann dir sogar noch mehr erzählen: Ich habe die Spuren deiner Vergangenheit ausgelöscht. Es war nicht so einfach, aber wer jetzt auf dem Pariser Standesamt nach der Geburtsurkunde einer gewissen Annette Boudin forschte, wird nichts finden. Ich mache mir nichts aus dem, was man Abstammung und Adel nennt, nicht die Bohne, verstehst du? Meine erste Frau war eine Zigeunerin. Sie hatte natürlichen Adel. Das einzige, was für mich bei einem Menschen zählt, sind seine persönlichen Vorzüge. Und davon hast du eine ganze Menge, Annette. Du bist die beste Frau, die ich mir denken kann, der beste Erbe für alles, was ich besitze. Ohne dich würden aus meinen Häusern

verstaubte Kommoden werden. Meine Gemäldesammlungen würde man zu Geld machen, meine Gärten würden der Gleichgültigkeit gerichtlich bestellter Nachlaßverwalter zum Opfer fallen... Das kannst du unseren Freunden, den schönen leblosen Dingen, doch nicht antun, Annette. Sie brauchen uns!»

Sie lächelte wider Willen.

Er fuhr fort: »Deine Vergangenheit habe ich ausgeräumt und deine Zukunft gesichert. Was willst du mehr? Ich bin ein *connaisseur*, was menschliche Qualitäten betrifft. Frag jeden Kunsthändler der Welt.«

Sie war überwältigt. Eine größere Ehrung und einen schöneren Liebesbeweis konnte sie sich nicht vorstellen. Trotzdem schüttelte sie den Kopf.

»Ich wünschte, ich könnte »ja« sagen. Aber ich kann nicht gegen mein Gefühl an. Verzeih, du weißt, wie das ist. Ich kann ohne Armand nicht leben.«

Er nickte traurig. »Ja, ich weiß, mein Kleines. Sprechen wir nicht mehr darüber. Kommt Zeit, kommt Rat. Jetzt wollen wir erst einmal nach Ravenna fahren.«

Glendale hatte ihr einen möglichen Fluchtweg gezeigt, und nun lag sie Nacht für Nacht mit offenen Augen da und wünschte nichts anderes, als sich von Armand lösen zu können. Aber es heißt, man soll nicht das Unmögliche versuchen. Zum ersten Male kam ihr der Gedanke, daß die Liebe vielleicht die schlimmste aller Unterwerfungen ist und daß man,

um wieder frei zu werden, Terrorist sein, die Gesetze der Liebe verachten und gegen ihre Tyrannei kämpfen müsse.

Als sie Armand das nächste Mal traf, betrachtete sie ihn schon mit anderen Augen, schon ein wenig kälter. Sie versuchte, hart gegen sich selbst zu sein. Es war nie sicher, wann und wo sie sich wieder treffen würden. Eine kurze Nachricht berief sie plötzlich zum See, wo Armand in rotem Hemd und blauer Hose, der Tracht der Fischer von Como, in einem Boot auf sie wartete, und dann lag sie bei ihm in einem Fischernetz wie eine gefangene Undine. Wieder vergingen Wochen, ohne daß sie voneinander hörten, bis eine neue Nachricht kam, daß sie den Zug nach Genua nehmen sollte, um Armand dort auf dem Campo Santo zu treffen. Wie ein menschengewordener Todesengel trat er dann plötzlich zwischen zwei marmornen Statuen hervor, um Annette in die Arme zu schließen. Sie verabredeten sich aber auch oft im Haus des Dichters Gabriele d'Annunzio, dessen früher Ruhm damals wie eine Sonne am italienischen Himmel aufging.

Die erste Begegnung mit d'Annunzio war rein zufällig gewesen, aber typisch für den jungen Dichter. Als sie eines Nachmittags wieder einmal über den Campo Santo spaziert waren, hatten sie einen kleinen, elegant gekleideten Herrn bemerkt, der ihnen, jedes Grabmal als Deckung benutzend, heimlich gefolgt war. Armand, der natürlich sofort an die Polizei dachte, griff

nach der Pistole. Der Fremde gab nun das Versteckspiel auf, kam ruhig näher, lüftete übertrieben und unterwürfig den Hut und sagte: »Mein Name ist Gabriele d'Annunzio. Ich bin Dichter. Monsieur, ich habe Ihnen einen dringenden Wunsch anzutragen: Würden Sie die Güte haben, mich mit Ihrem Besuch zu beehren?«

»Bedaure, Monsieur. Ich verstehe nicht recht«, antwortete Armand.

»Ich meine: Würden Sie mir die Ehre erweisen, eine Nacht unter dem Dach meines Hauses zu verbringen, auf daß es für ewig der Liebe und Schönheit geweiht sein möge? Ich hoffe, Sie werden die bescheidene Bitte eines Dichters nicht mißverstehen.«

D'Annunzio hat diese Geschichte freilich anders überliefert. Seiner Version nach bot er sein Haus einem obdachlosen Liebespaar an, das er beobachtet hatte, als es sich auf dem Campo Santo in Genua küßte. Lady L. las mit Vergnügen, daß sie ein Blumenmädchen gewesen sein sollte, einen großen Korb voller Parmaveilchen am Arm getragen und »die Schönheit eines ungezähmten Tieres« besessen habe. Das war eben die sogenannte dichterische Freiheit. Außerdem hatte Lady L. auch gar nichts dagegen, ein »ungezähmtes Tier« genannt zu werden.

Kurz danach geschah in rascher Folge zweierlei, was Annette vor die grausamste Entscheidung ihres Lebens stellen sollte.

Eines Tages eilte sie auf einen dringenden Ruf von

Glendales Sekretär in Dickys Wohnung und wurde sofort in sein Schlafzimmer geführt. Er lag im Bett, sein Gesicht war aschfahl, die Augen waren tief in ihre Höhlen gesunken. In den Händen hielt er ein Kästchen mit Miniaturen von Holbein, die er mit stillem Vergnügen betrachtete. Zwei Herren standen an seinem Bett. Der berühmte Herzspezialist Cassini und Signor Felicci, ein Antiquar aus Mailand. Als die beiden gegangen waren, wandte sich Glendale dem schönsten Bildnis zu, das es für ihn gab – aber es war keine Miniatur, sondern ein lebendiges Wesen mit einem eigenen Willen und Verstand und deshalb so schwierig zu erwerben.

»Cassini gibt mir noch ein Jahr«, sagte er gelassen. »Ich glaube, er irrt sich, aber es kommt nicht darauf an, ob es zwei Jahre mehr sind oder sechs Monate weniger. Meine Neffen werden vor freudiger Erwartung heute schon Herzklopfen haben. Willst du mich nun heiraten?«

»Ich kann nicht, ich kann nicht!« rief Annette verzweifelt aus. »Ich kann ohne ihn nicht leben.«

»Annette! Freiheit ist unser wertvollster Besitz, wie alle Philosophen und auch alle Revolutionäre uns lehren. Du darfst nicht den Rest deines Lebens Sklave deiner Liebe sein. Du solltest aus Armands Unterricht gelernt haben, daß man sich gegen Tyrannen wehren muß. Wirf eine Bombe auf diese unbarmherzige Macht in dir. Denk darüber nach und gib mir Bescheid.«

Sie weinte leise vor sich hin und versuchte nachzudenken. Sie sah ein, daß es ihre letzte Chance war. Es würde keinen Mann wie Dicky mehr für sie geben. Sie hatte das schreckliche Bewußtsein, daß sie wohl einen Ausweg sah, aber nicht die Kraft hatte, ihn zu beschreiten. Traurig schüttelte sie den Kopf und ging hinaus.

Ein paar Tage später erzwang das Schicksal dann eine endgültige Entscheidung von ihr: Sie spürte, daß sie ein Kind bekommen werde. Lady L. hatte in den folgenden sechzig Jahren noch oft darüber nachgedacht, wie ihr Leben wohl verlaufen wäre, wenn ihr diese Geschichte seinerzeit nicht passiert wäre. Zum Beispiel wäre sie niemals von Boldini oder Sargent porträtiert worden, ihr Sohn hätte nicht Duke werden können und dessen Söhne wiederum nicht die Säulen der Tory-Partei und vor allem: England wäre um eine *grande dame* ärmer gewesen.

Sobald sie sich ihrer Lage bewußt war, handelte sie mit einer geradezu eisernen Entschlossenheit. Es war bezeichnend für ihre neue Willenskraft, daß sie trotz ihres Vertrauens zu Dicky ihm nichts von ihrem Zustand verriet. Sie durfte sich nun keinen Gefahren mehr aussetzen, wenn sie nicht auch die Zukunft ihres Kindes gefährden wollte, für die sie rücksichtslos, mit der Zielstrebigkeit und dem Instinkt der Tiere, die dem ältesten Naturgesetz gehorchen, zu kämpfen bereit war.

Ihre letzte Begegnung mit Armand fand auf einer der

Borromäischen Inseln im Lago Maggiore statt. Die Inseln waren damals noch Privateigentum der Prinzessin Borriglia, deren Gast Annette war. Armand kam bei unruhigem Wellengang in einem Fischerboot vom Festland herübergerudert. Annette erwartete ihn auf den Marmorstufen, die vom Park hinab zum Landungssteg führten.

Sie wählten einen versteckten Pfad durch ein Rosengebüsch, das sich am Ufer entlangzog. Die Rosen, die letzten Blumen des Herbstes, verströmten einen schweren Duft, das Aroma der Reife, das welkenden Blumen und alternden Menschen oft zum Trost beschieden wird.

Annette hatte eine Neuigkeit für Armand. Glendale, sagte sie, werde sein Haus in Como im Oktober schließen. Die Kunstsammlungen würden vorher weggebracht werden. Falls man ihnen noch einen Besuch abstatten wolle, sei am nächsten Sonnabend die letzte Gelegenheit dazu. Sie würde dieses Wochenende in der Villa verbringen, und es ließe sich wohl einrichten, dem Nachtwächter ein Schlafpulver in den Wein zu schütten. Auch dem übrigen Hauspersonal würde sie etwas verabreichen und dann selbst eine gehörige Dosis schlucken, damit niemand sie verdächtigen könne.

Bis zu diesem Tag, ihrem achtzigsten Geburtstag, war Lady L. noch der Schmerz gegenwärtig, den sie bei dieser Unterredung empfunden hatte. Sie erinnerte sich, daß sie Angst gehabt hatte, unter dem Kampf

ihrer Gefühle – auf der einen Seite verzweifelte Liebe und Mitleid, auf der anderen grausame Wut und Kälte – zusammenzuberechnen. Sie war plötzlich nicht mehr imstande, weiterzugehen, und tat so, als beobachtete sie die unzähligen Wespen, die um die Rosen summten. Das Schlimmste war ja, daß Armand dankbar und hochofrenetisch war über ihren Plan und ihre Bereitwilligkeit, mitzuhelfen, daß er gelang. Sein Gesicht strahlte vor Freude. Er sah so jung und anziehend aus und war so voller Hoffnung wie selten zuvor, so daß sie sich nicht länger beherrschen konnte. Sie warf sich in seine Arme und schluchzte laut auf. Beinahe hätte sie ihm alles eingestanden. Da setzte Armand glücklicherweise zu einer großen Rede an und beschrieb ihre gemeinsame Zukunft im Dienst der guten Sache so drastisch, daß Annette von neuem einsah: es mußte sein.

»Es ist etwas geschehen, was für die Bewegung von historischer Bedeutung sein wird«, erzählte er aufgeregt. »Man hat einen neuen Sprengstoff erfunden. Er ist leichter herzustellen und hundertmal wirksamer als alles, was man bisher kannte.«

»Wunderbar«, sagte Annette.

»Jetzt sind wir endlich imstande, aufs Ganze zu gehen. Eine Handvoll entschlossener Leute genügt, um die stärksten Bastionen der Tyrannei in Atome aufzulösen. Die Entdeckung der Formel $5 A 100$ durch amerikanische Wissenschaftler öffnet der Menschlichkeit eine neue breite Gasse.«

»Bestimmt«, sagte Annette.

Die Ironie war ihre letzte Zuflucht. Genau in diesem Augenblick, da sie mit tränenüberströmtem Gesicht dem Spiel einer Wespe über einer Rosenblüte zusah, wurde diese sarkastische, gescheite, manchmal aber auch rücksichtslose Lady L. geboren. Für den Rest ihres Lebens erschien sie ihrer Umgebung stets ein wenig unfreundlich; ihr blitzschneller, launischer und leicht verletzend wirkender Humor wie ihre Bonmots machten sie zugleich beliebt und gefürchtet. Aber nur die nachdenklichsten unter ihren Freunden hatten sich bisweilen gefragt, welche geheime Wunde sie mit diesem beißenden Spott wohl verdecken mochte.

Annette hob den Kopf und sah Armands glänzende Augen wieder vor sich. Gott hätte seine Feinde nicht so schön machen dürfen, dachte sie, das war sein größter Fehler. In ihrer Phantasie starrte sie dieses bleiche, noch in seiner Verzweiflung hübsche Gesicht eines wahren Dichters schon durch Gitterstäbe an. Welche Ungerechtigkeit! Es war grausam von ihm, sie zu zwingen, Gewalt gegen ihn anzuwenden. Nie würde sie ihm das vergeben können, niemals, solange sie lebte.

»Bitte wein doch nicht«, bat er sie zärtlich. »Es wird schon alles gut gehen. Dein Plan ist ausgezeichnet. Er kann gar nicht mißlingen.«

Wie war es nur möglich, fragte sie sich jetzt, daß er so viele Jahre lang die Polizei ganz Europas überlistet hatte, daß man ihn nie gefangen hatte? Und sie gab

sich selbst die Antwort darauf: Natürlich, die Polizei besteht ja aus Männern, nicht aus Frauen, daran liegt's!

Die Wespe tanzte noch immer um die Rose.

Sie verabredeten, daß Armand und seine beiden Freunde Freitagabend in Como ankommen und sich in die Villa des Grafen Granowski Eintritt verschaffen sollten, die seit dem Bankrott ihres Besitzers unbewohnt war. Am Tag darauf, zur Teestunde, wollte Annette dann einen Spaziergang an der Villa vorbei machen und zum Zeichen, daß bis dahin alles programmgemäß verlaufen war, gleich hinter dem Haupttor eine rote Rose auf den Weg fallen lassen. Pünktlich um zehn Uhr würden Armand, Lecoeur und Sapper die Villa Glendale betreten, ihre Taschen füllen und unverzüglich zu ihrem Standquartier zurückkehren, sich dort umziehen, das heißt, die Uniformen der österreichischen und französischen Kavallerieoffiziere wieder ablegen – das alljährliche Concours-Hippique-Turnier fand nämlich gerade in Como statt – und mit dem nächsten Zug nach Genua fahren, um sich nach Konstantinopel einzuschiffen. Die türkische Hauptstadt war zu der Zeit der größte Freimarkt für gestohlene Preziosen, unerreichbar für die europäische Polizei. Der Name Konstantinopel erweckte in Annette so heftige Sehnsucht nach einer Orientreise, daß sie beinahe wieder umgeschwenkt wäre. Sie sah sich bereits in einer Kaik, einem türkischen Ruderboot, über den Bosphorus gleiten – natür-

lich in Armands Armen liegend.

Seitdem war Lady L. mehrmals in Istanbul, wie es jetzt hieß, gewesen, und sie hatte die Stadt immer geliebt, aber es war selbstredend lange nicht so schön dort, wie es in Armands Gesellschaft hätte sein können. Na gut, man kann eben nicht alles haben im Leben, dachte Lady L.

Am vereinbarten Tag war Armand zur Stelle und fand auch die Rose auf dem Weg vor dem Haupttor der Villa Granowski. Er hob sie auf und war etwas überrascht, daß es keine frische Blüte war, sondern eine Rose aus Tüll. Annette hatte sie von ihrem Hutschmuck abgetrennt. Eine echte Rose wäre zu schnell verwelkt, und sie wollte Armand doch etwas hinterlassen, das ihn noch nach Jahr und Tag an sie erinnern würde.

Die drei Kavallerieoffiziere, die dem Duke of Glendale noch zu später Stunde einen Besuch abstatten wollten, stießen auf keinerlei Hindernisse. Man hatte ihnen sogar die Haustür offen gelassen. Die Dienerschaft schien brav das Schlafmittel geschluckt zu haben, die Gäste des Hauses ebenfalls, unter ihnen der Britische Konsul in Mailand und ein deutscher General, der Mannschaftskapitän der Reiter-Equipe seines Landes. Dicky hatte als einziger abgelehnt, die Tabletten zu nehmen – er mußte mit seinem Herzen vorsichtig sein – und den Tiefschlaf nur vorgetäuscht. Annette dagegen hatte sich selbst eine gefährlich starke Dosis verabfolgt. Sie hätte sonst die ganze Nacht

kein Auge zugetan.

Um zehn Uhr fünfundvierzig, also planmäßig und nach bis dahin reibungslosem Verlauf der Aktion, wollten Armand, Lecoeur und Sapper mit ihrer Beute zu Granowskis Villa zurückkehren. Aber kaum hatten sie den Garten betreten, fielen zwanzig Mann von allen Seiten über sie her. Armand und der Jockey wurden sofort überwältigt, während es Lecoeur noch gelang, mit einem greulichen Fluch sein altes Apachenmesser zu ziehen und es einem der Polizisten in die Brust zu stoßen. Man brachte die drei nach Mailand. Ihre Verhaftung lieferte den Zeitungen in ganz Europa effektvolle Schlagzeilen. Die Bourgeoisie atmete erleichtert auf, – bis die Tätigkeit von Ravachol, Armands berühmtestem französischem Schüler, sie daran erinnerte, daß das Zeitalter der Anarchie noch nicht vorbei war.

Lady L. lehnte ihren Kopf gegen den Kirschbaum hinter der Bank, auf der sie jetzt rasteten. Sie lächelte mit geschlossenen Augen vor sich hin. Sir Percys Zustand hatte sich nicht gebessert. Das war nach allem, was er hatte mitanhören müssen, nicht verwunderlich.

Am Ende des Spazierwegs konnte man zwischen den Rosenbüschen schon den Pavillon sehen. Cupido-Statuetten mit Pfeil und Bogen schauten aus dem Gebüsch. Die Heckenrosen strömten einen so gefährlich süßen Duft aus, daß Sir Percy im Ernst meinte, Lady L. dürfe in ihrem Alter diesen Weg eigentlich nicht mehr entlanggehen. Er versuchte noch immer

verzweifelt, die ganze Geschichte als pure Erfindung abzutun, obwohl er selbst inzwischen unverkennbare Indizien dafür gefunden hatte, daß Lady L. ihm die Wahrheit erzählte. Zum Beispiel Glendale. Er hatte ihn gut gekannt, und es ließ sich nicht leugnen, daß der Duke von jeher der Krone ein Ärgernis gewesen war, ein unberechenbarer Außenseiter mit starkem anarchistischem Einschlag. Er war einmal so weit gegangen, dem Prince of Wales einen goldenen Zigarrenabschneider in Form einer Miniatur-Guillotine anzubieten! Und was mochte Lady L. noch alles in ihrem mysteriösen Pavillon verbergen? Was immer es auch sein mochte, es ging ihn, Sir Percy Rodiner, nichts an, und er wollte es auch gar nicht sehen. Wenn nur ein Zehntel ihrer Geschichte auf Wahrheit beruhte, war sie schon haarsträubend genug. Am Ende des Weges sah Percy den Staketenzaun, dicht überwachsen mit Kletterrosen und Efeu, der den Eingang zum Pavillon wie ein diskreter Paravent schützte. Er glaubte, schon die delikate Atmosphäre eines Liebesnestes einzuatmen, eine Vorstellung, die ihn zugleich stärkte und irritierte.

»Meine Hochzeit war märchenhaft«, berichtete Lady L. weiter. »Bald darauf gingen wir nach England, wo dann mein Sohn geboren wurde. Dicky lebte länger, als seine Ärzte erwartet hatten, und alle meinten, das hätte er nur mir zu verdanken. Zunächst runzelten die englischen Aristokraten natürlich die Stirn über mich. Immerhin war ich ja Französin. Nun, sie muß-

ten trotzdem zugeben, daß meine Abstammung tadellos war. Die Porträts meiner ehrwürdigen Ahnen, die Dicky und ich sorgfältig bei Antiquitätenhändlern in Venedig und bei Trödlern in Florenz ausgesucht hatten, waren sauber restauriert worden und wirkten völlig überzeugend. Die Kritik verstummte schneller, als wir gerechnet hatten. Der Prince of Wales ließ verlauten, daß er mich höchst charmant fände, und daß ich zu Lebzeiten der Königin Viktoria nie bei Hof empfangen worden bin, ist mehr auf ihre Fehde mit Dicky zurückzuführen als auf unsere Heirat. Ich nahm meine Pflichten sehr ernst, das weißt du selbst. Es war gut, daß ich Burkes *Peerage* schon früher auswendig gelernt hatte. So unterlief mir auch nicht der geringste Fehler mehr. Als Hausherrin von Glendale House hatte ich sechzig Bedienstete – Kammerdiener, Gärtner, Küchenpersonal und so fort –, und wenn wir während der Wintersaison in unserer Londoner Stadtwohnung lebten, gab es Bälle, Parties und Empfänge ohne Ende. Ich muß sagen, daß ich mir kaum Gewissensbisse machte. Wenn ich meinen kleinen Sohn ansah, wußte ich, daß ich richtig gehandelt hatte. Ich tat, was ich konnte, um die Vergangenheit zu vergessen. Ich kämpfte tapfer gegen alle Erinnerungen an, gab die beliebtesten Gesellschaften und die erlesensten Diners. Die kultiviertesten Leute Europas waren meine Gäste. Man nannte mich »eine der klügsten und begehrtesten Frauen unserer Zeit«. An meinem Tisch wurden Staatsgeschäfte besprochen.

Man fragte mich um Rat und erwog meine Vorschläge. Als Dicky drei Jahre später starb, befolgte ich seinen Wunsch und sorgte dafür, daß seine Häuser und Gärten so gepflegt wurden wie bisher und nichts von ihrem Ruf verloren. Ich heiratete Lord L. - Domestiken waren damals schon schwer zu bekommen - und half ihm, wie du weißt, bei seiner politischen Karriere. Ich lernte selbst noch eine Menge dazu, las nächtelang, und Bücher wurden meine besten Freunde, die einzigen, denen ich ganz vertraute. Maler, Schriftsteller und Musiker umgaben mich, und wenn ich einen ungewöhnlichen Geschmack zeigte, wurde er sofort zur Mode erhoben. Mein Sohn war ein hübscher Kerl mit dunklen, glänzenden Augen. Er wird sich wohl oft gewundert haben, warum ich zu weinen anfang, wenn ich ihn eine Weile still betrachtet hatte. Ich hatte wirklich alles versucht, um zu vergessen - Konzerte, Pferderennen, Spiele, Bücher, Konversation -, alles Erdenkliche, das kannst du mir glauben, Percy. Aber meine Schultern waren das Kälteste, Einsamste, was man sich vorstellen kann. Fast acht Jahre kam ich mir vor, als wäre ich in einem tiefen Verlies eingesperrt und kämpfte einen unsinnigen Kampf, bis eines Abends...«

Das Fenster stand offen. Tiefe Dunkelheit lag über dem Park, und falls Sterne am Himmel waren, so konnte man sie mit bloßem Auge doch nicht sehen. Lady L. saß in ihrem roten venezianischen Lehnstuhl. Sie hatte die Augen geschlossen und lauschte dem fernen Klang eines Konzerts von Alessandro Scarlatti, das kaum hörbar durch die Doppeltüren des Musiksalons drang. Sie hatte das Konzert und ihre Gäste verlassen, um für sich allein ein Glas Wein zu trinken und eine Zigarette zu rauchen. Sie war gern allein. Dagegen hatte sie es von jeher gehaßt, einsam zu sein. Sie hatte das Szilagi-Quartett eingeladen, und es spielte wirklich gut. Aber in den letzten beiden Jahren mußte irgend etwas mit der Musik geschehen sein. Sie war zu gefühlsselig geworden, zu traurig und rief zu viele schöne Erinnerungen wach. Die Zigarette verlosch zwischen ihren schmalen Fingern.

Plötzlich vernahm sie ein diskretes Hüsteln und öffnete verwundert die Augen. Sie hatte geglaubt, allein im Zimmer zu sein, und nun entdeckte sie unter der schweren roten Portiere einen schwarzen Stiefel. Sie starrte ihn an –, aber nicht furchtsam. Sie war viel zu vertraut mit allem Furchterregenden, und es gehörte schon etwas mehr dazu als ein schwarzer Stiefel hinter einem Vorhang, um sie aus der Fassung zu bringen. Selbst als der Vorhang jetzt zur Seite gezogen wurde und ein Mann ins Zimmer trat, der sie groß ansah,

empfand sie eigentlich nur Neugier.

Höchstens fühlte sie sich etwas in ihrem Alleinsein gestört. Der Eindringling war ein kräftiger Bursche mit zu kurzen Armen und weißen, groben Händen, schäbiger Kleidung und einem schwarzen steifen Hut auf dem Kopf. Was Lady L. aber am meisten auffiel, waren seine riesigen Füße, oder richtiger, seine ungewöhnlich klobigen Stiefel, die obendrein über und über mit Schmutz verklebt waren. Ferner fiel ihr unangenehm auf, daß der Mann nicht den Hut abnahm, sondern ihn mit einer lässigen Daumenbewegung in den Nacken schob. Dabei staunte er sie – seinerseits mit ebenso unverhohlener Neugier an und grinste halb frech und halb verlegen.

»Plato – Plato ist mein Name«, sagte er mit heiserer Stimme. »Stets zu Diensten, wenn's gefällig – immer zur Stelle – ein Freund der Freiheit – Spezialität: Gefängnismauern wegräumen. War selbst paarmal hinter Gittern – eingesperrt für die gute Sache, nur dafür – auf Ehre – verfluchte jeden Atemzug dort, bis ich wieder an die frische Luft kam. Starb mehrmals auf den Barrikaden – stand von den Toten auf – so einer wie ich ist auf Erden unabkömmlich. Gegen ein Glas Wein hätte ich jetzt nichts einzuwenden.«

Lady L. beobachtete ihn abschätzend mit einer Art wissenschaftlichem Interesse. Als wäre er ein seltenes Insekt oder eine Kröte. In gewissem Sinn machte ihr dieser Auftritt Spaß. Nachdem sie jahrelang nur mit Leuten zusammengekommen war, die sie genau kann-

te, war es eine Abwechslung, jemanden zu sehen, der ihr noch nie zuvor begegnet war. Der Mann trat einen Schritt näher. Seine kleinen blauen Augen sahen sich suchend um. Lady L. merkte deutlich, daß ihm nicht ganz wohl war. Er fühlte sich offenbar unsicher. Es lag etwas Abstoßendes, aber auch etwas Hilflozes in seinem Gesicht mit der geröteten Nase, den wulstigen Lippen und den babyhaften Bäckchen, die aus seinem Hut herauszuquellen schienen. Er ist ihm mindestens eine Nummer zu klein, dachte Lady L.

»Eine persönliche Angelegenheit – Diskretion zugesichert – eine wichtige Nachricht für die Gnädigste – war schwierig, hier hereinzukommen – die Hunde schlugen an – stockfinster draußen. Bin jetzt trotzdem hier – gibt nichts, was Plato nicht für einen Freund tun würde – und für die Freiheit.«

Seine winzigen, vom Alkohol entzündeten Augen liebäugelten mit der Weinflasche, und er leckte sich vernehmlich die Lippen. Lady L. mußte damit rechnen, daß jeden Augenblick einer der Gäste oder ein Diener hereinkommen würde. Es wäre nicht angebracht gewesen, sie in einer so ulkigen Gesellschaft zu finden. Sie amüsierte sich tatsächlich. Es war, als hätte ein frischer Wind ins Zimmer geblasen. Sie empfand diesen vulgären, unverschämten Kerl, der mit seinen schmutzigen Siebenmeilenstiefeln auf dem Teppich herumtrampelte und den Hut respektlos auf dem Kopf behielt, als einen willkommenen Kontrast zu den distinguierten Kreisen – ihren tadellosen Manie-

ren, starren Zeremonien und Konventionen und den stundenlangen Beratungen darüber, wer wessen Tischnachbar sein sollte –, in denen sie sich sonst bewegte. Zum erstenmal seit langer Zeit und nur für eine Sekunde erinnerte sie sich an ihren Vater. Aber sie konnte sich jetzt keine Sentimentalitäten leisten. Denk daran, daß dein Sohn nebenan unschuldig schläft, ermahnte sie sich. Um seinetwillen durfte sie sich nicht dabei ertappen lassen, wie sie diesem widerwärtigen Subjekt zulächelte. Beinahe wie einem verloren geglaubten Freund! Also runzelte sie streng die Stirn und griff nach dem Klingelzug. Der Mann sah, was sie vorhatte, nahm nun hastig den Hut ab, faßte unter ihn, als wolle er einen Taschenspielertrick vorführen, und holte eine rote Tüllrose aus ihm hervor. Er hielt sie mit einer großen Gestein die Höhe und schien auf den Beifall seiner Zuschauerin zu warten. Er war seiner Sache offenbar nicht ganz sicher. Annette sah ihm an, daß er nicht wußte, was diese Rose zu bedeuten hatte und warum er beauftragt worden war, in eines der vornehmsten Häuser Englands einzudringen und sie der berühmten Lady L. vorzuweisen.

Stumm blickte sie auf die Rose, ohne zu atmen, ohne sich zu bewegen. Sie verzog keine Miene. Sie beherrschte die Kunst, sich nichts anmerken zu lassen, vollkommen. Schließlich hatte sie einmal in der gleichen Branche gearbeitet wie der Kerl da vor ihr, dieser fehlbesetzte Rosenkavalier, der in seiner theatri-

schen Pose zu erstarren schien. Als sie durchaus keine Spur von Furcht oder Verstehen zeigen wollte, bekam er es mit der Angst und wurde sichtlich immer kleiner. Seine Bäckchen begannen zu zittern, Schweißperlen traten ihm auf die Stirn. Er drückte seinen Hut fest gegen die Brust. Seine blauen Augen suchten das offene Fenster.

»Sicher ein Versehen – ein bedauerlicher Irrtum – Gnädigste werden entschuldigen – ein alter Freund der Aristokratie, ergebenen Diener der Krone – eine Nachricht, für jemand anderen bestimmt – ein übler Scherz – der arme Plato ist auf ein paar französische Ex-Galgenvögel hereingefallen – wollte ihnen helfen – aus lauter Gutherzigkeit.«

Er zog sich langsam in Richtung auf das Fenster zurück. Lady L. betrachtete noch immer die Rose, die noch ganz frisch aussah. Genau, wie es sein sollte.

»Was für eine Nachricht?« fragte sie kurz. »Wenn du jetzt nicht gleich damit herausrückst, lass' ich dich zusammenschlagen, daß... Ich lass' dir das Fell über die Ohren ziehen. Verstanden? Also los, die Nachricht!«

Der Mann sah sie verwirrt an, aber auch mit einer Spur von Hoffnung in den wässerigen Augen und einem zaghaften Lächeln auf den Lippen.

»Eine Sache, die noch nicht erledigt ist – vor vielen Jahren muß das gewesen sein – in Como – etwas war schiefgegangen – aber das kann ja noch in Ordnung gebracht werden – «

Lady L. erfuhr, daß ein Freund von ihm, der ungenannt bleiben wollte, ein sehr anständiger junger Mann, der acht Jahre hinter italienischen Festungsmauern gesessen hatte – infolge eines Mißverständnisses natürlich nur –, nach einigen vergeblichen Versuchen endlich entkommen und vor kurzem in England gelandet sei. Überall von der Polizei verfolgt, brauche er dringend Hilfe und habe daher Plato mit dieser Nachricht geschickt: Es gäbe da ein Versprechen, das gehalten werden müsse.

»Wie geht's ihm?« fragte Lady L. dazwischen.

»Ganz gut, sogar sehr gut – nur in großer Gefahr – hält sich wo versteckt – «

Er sah sie prüfend an. Obwohl sie nicht viel sagte, fühlte er sich etwas erleichtert. Er streckte seine Hand nach der Weinflasche auf Lady L.s Rauchtisch aus und nahm dann auch noch ihr Glas, füllte es und führte es an den Mund. Offenbar glaubte er sich außer Gefahr, da Lady L. weder zur Klingel griff noch protestierte. Also goß er sich das Glas noch einmal voll.

Sie tat nicht nur so, sie sah wirklich nichts. Sie hatte den Mann einfach vergessen. Ihr Herz schlug laut und schnell – was aber wiederum nichts mit Angst zu tun hatte. Ihr ganzer Körper schien sie auf einmal im Stich zu lassen. Es war mehr als eine Schwäche. Eine Art totaler Leere. Als wäre ihr Blut ausgeflossen. Die Worte ihres alten Freundes Oscar Wilde klangen ihr im Ohr: »Ich kann allem widerstehen, nur nicht der

Versuchung«, und sie mußte lächeln, obwohl ihr nicht danach zumute war. Sie drückte die rechte Hand gegen das Herz, eine Geste, die ihr aufmerksamer Besucher fälschlicherweise als ein Zeichen von Furcht nahm.

Er beeilte sich, den Rest seiner Botschaft loszuwerden.

»Es war so gedacht - Gnädigste sollten freundlichst einen Kostümball veranstalten - irgendein elegantes Fest - um den charmanten Damen Gelegenheit zu geben, ihre Juwelen anzulegen - auf die Juwelen kommt es an - eine rauschende Ballnacht, Gnädigste wissen schon - viel Musik - alles duftig und luftig. Die beiden Herren - weiß Gott, in großer Bedrängnis - wollen sich dann unauffällig unter die Gäste mischen - in Verkleidung, versteht sich - und nach dem letzten Walzer - kann man vielleicht einen Dampfer nehmen - unter Mitnahme von ein paar Kleinigkeiten - zu einer Kreuzfahrt in See stechen - Türkei, das Goldene Horn, der Bosporus, die Minarette - empfindsame Reise - so wie vor Jahren verabredet.«

Lady L. erkannte Armands Worte wieder und war sich sofort darüber im klaren, daß ihr nichts anderes übrigbleiben werde als zu gehorchen. Sie war ihm ganz ausgeliefert. Und wenn sie nicht darauf einging? Wenn sie sich entschließen würde, eher von dem Piedestal ihrer gesellschaftlichen Stellung herunterzusteigen...? Ja, wenn ihr Sohn nicht wäre! Seine Zukunft stand auf dem Spiel, und das änderte die Lage.

Sie hatte keine Wahl, sie mußte gehorchen.

Zu ihrer eigenen Überraschung empfand sie die Tatsache, daß sie keine Wahl hatte, sogar als eine angenehme Erholung vom Einerlei ihres Alltags. Wählerisch hatte sie lange genug sein können. Sie wünschte nur, daß Dicky noch lebte, um ihr zu helfen. Sie hörte ihn noch mit ironischem Ton sagen: »Wenn es nur einen einzigen Weg gibt, meine Liebe, soll man ihn wenigstens mit Vergnügen gehen!«

Sie erwog Armands Plan ganz nüchtern. Technisch gesehen war er ganz in Ordnung. Kaum anzunehmen, daß die Damen ihre Juwelen *nicht* anlegen würden. Noch nie hatte sich eine von ihnen die Gelegenheit entgehen lassen, sie zu zeigen. Und wenn sie sich nach dem Abendessen für das Fest kostümierten, ließen die meisten wohl ihren Schmuck in den Gästezimmern zurück.

Vom Musiksalon her war noch immer Scarlatti zu hören. Plato hatte inzwischen mehrere Glas Wein getrunken, was seine Verfassung nicht gerade gebessert hatte. Nun war er auch noch beschwipst. Seine wässerigen Augen waren auf Lady L. gerichtet, die sich jetzt mit einem Ruck erhob. Die Musik hatte geendet, und ein Beifallssturm brauste durch das Haus. Plato kicherte verlegen und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum.

So eine Fete würde sich doch wohl arrangieren lassen, meinte er. Es sei ihm ein Vergnügen, einer Dame, die in Schwierigkeiten sei, zu helfen. Die beiden Herren

hielten sich, wie er schon gesagt habe, an sicherem Ort verborgen. Wenn Gnädigste nur so freundlich wären und einige Papiere unterschrieben, die dem armen Plato, sagen wir, tausend Pfund im Jahr garantierten – oder besser zweitausend, damit die Polizei nicht zufällig doch auf die richtige Spur stoßen würde.

Plötzlich unterstand er sich, seine Hand auszustrecken und Lady L. um die Taille zu fassen. Sie schlug schnell und heftig zu. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen. Er krümmte sich vor Schmerz und sah sie mit jämmerlich verzerrtem Gesicht an.

»Sagtest du, es seien zwei?« fragte sie, als wäre nichts geschehen.

»Zwei, Euer Gnaden«, stöhnte Plato unterwürfig. »Ein Franzose, ganz hübscher Bursche, und ein trübsinniger kleiner Ire mit schiefem Nacken. Eigentlich waren es drei, aber einer wurde auf der Flucht erschossen.«

»Also gut«, sagte Lady L. entschlossen. »Ich werde im Mai ein Fest geben. Am zweiten Wochenende im Mai. Komm heute in einer Woche wieder, dann besprechen wir die Einzelheiten. Und denk dran: Wenn meinen Freunden irgend etwas zustößt – sie sind wirklich meine Freunde, hast du das inzwischen begriffen? –, passiert auch etwas mit Plato. Dann wird Plato nämlich, so leid es mir tut, bald ein toter Mann sein.«

Er sah sie flehentlich an. Das war zuviel für ihn. Er war nicht nur ein Angsthase, er war auch noch schwer

von Begriff. Das einzige Gefährliche an ihm, dachte Lady L. ist seine Waschlappigkeit.

»Wie wäre es mit einer kleinen Spende?« bettelte er.

Sie zog einen Ring von ihrem Finger.

»Verkauf das. Und jetzt raus mit dir!«

Er warf ihr wieder einen vorwurfsvollen und beleidigten Blick zu, setzte seinen Hut auf und watschelte zum französischen Fenster. Lady L. bemerkte, daß er enorme Plattfüße hatte, und wäre beinahe in Lachen ausgebrochen. Er blieb stehen, sah sich um und sagte, vor Selbstmitleid zerfließend und durch die Nase: »Armer Plato! Darfst niemals durch die Tür. Immer durchs Fenster und wieder in die Nacht hinaus.«

Dann war er auch schon verschwunden.

Lady L. sank in ihren Sessel zurück und blieb eine Weile regungslos sitzen. Ihr Herz schlug noch immer wild, aber sie lächelte triumphierend und betrachtete die rote Tüllrose in ihrer Hand. Die Musik hatte wieder begonnen. Leise erklang ein Quartett von Schumann.

Sir Percy saß steif in einem tiefen Sessel aus der Viktorianischen Ära. Auf dem Kopfpolster waren in Grospoint-Stickerei allerlei Tiere zu sehen, Schoßhündchen, Löwen und Hirsche friedlich vereint, so wie sie im Garten Eden zusammen gelebt hatten.

Er war zum ersten Male in Lady L.s Sommerpavillon. Er schaute sich neugierig, mit deutlicher Mißbilligung und wenig zweifelhaften Hintergedanken, um. Nach allem, was Lady L. ihm schon erzählt hatte, mußten sich hier einige höchst geschmacklose Szenen abgespielt haben. Der ganze Bau hatte etwas Unanständiges, fand Percy, etwas penetrant Orientalisches. Da gab es zum Beispiel ein breites, viel zu breites Bett, ein empörendes, goldbesetztes Möbel, offenbar von der Levante mitgebracht, mit einem Baldachin überdacht und einem blinden Spiegel über dem Kopfende. Percy ließ so etwas kalt. Der Nahe Osten hatte ihn nie interessiert. An den Wänden hingen persische Porträts: starre, bärtige Gesichter mit mißtrauischen Augen, die unter spitzen Pelzmützen hervorschielen – und vor allem in großer Zahl Bilder von Lady L.s ehemaligen Lieblingstieren. Im Grunde handelte es sich dabei allerdings um die Ahnengalerie von Lord L. Die Hunde, Katzen, Affen, Papageien, Wellensittiche und Igel, die aus ihren goldenen Rahmen stolz auf Sir Percy herabsahen, waren einfach über die ehrwürdigen Köpfe von Edelleuten aus dem achtzehnten Jahrhun-

dert gemalt. Übermalen war von jeher Lady L. s Hobby gewesen. Percy hatte oft zugehört, wie sie, Tränen in den Augen, dem Porträt eines Vorfahren die Züge eines kürzlich eingegangenen Hündchens verlieh. Es gab Kater in Ritterrüstungen, Kater, die in Admiralsuniform stolz auf der Kommandobrücke ihres Flaggschiffs standen und den Feind durch das Teleskop anvisierten, Kater zu Pferd in der Montur der Bengal Lancers, Kätzchengesichter, einer Gruppe schlaksig dastehender Kinder aufgesetzt, Hunde als scharlachrote Gardisten, die krampfhaft und gewichtig ein Pergament mit dem Familien-Wahlspruch »Aushalten!« in die Höhe hielten, Papageien in der Pose längst verblichener Großmütter und einen besonders stürmischen schwarzen Kater zu Pferd, das Schwert auf einen unsichtbaren Feind gerichtet, während der Schwanz eine bewimpelte Lanze umklammerte.

»Das ist Timmylein«, erklärte Lady L. Sie wollte Percy doch für die besonderen Reize ihres Pavillons erwärmen. »Timmy ist der Kommandeur meiner Brigade.« Sie nippte an einem Sherry. Wie stets, wenn sie auf eines ihrer Lieblingstiere zu sprechen kam, sah sie leicht mitgenommen aus. Sir Percy rutschte unbehaglich in seinem Sessel hin und her. Die Atmosphäre in diesem Raum machte ihn befangen und nervös. Die Luft war muffig und trocken, als bestände gar keine Verbindung zur Außenwelt. Die Fensterläden, maurischen Stils übrigens, waren geschlossen. Einzelne Lichtstrahlen zwängten sich durch die Ritzen und

fielen sanft über die kaukasischen Teppiche, türkischen Laternen und Wasserpfeifen, einen Ofenschirm, der mit Spielkartenköniginnen bepflastert war, und eine Geldtruhe aus Madras, mit silbernen Nägeln und Messingplatten beschlagen, die aussah wie die Kasette eines überdimensionellen Schachspiels.

Plötzlich kam Sir Percy der Gedanke, daß Lady L.s anarchistische Freunde den Pavillon damals vielleicht als Versteck für ihren Bombenvorrat benutzt hatten. Möglicherweise lag so ein Ding gar noch hier herum, in der Kommode aus Sansibar, die mit Elfenbein und Perlmutter verziert war, oder unter dem Bett oder in der schweren Geldtruhe, in der die indischen Wechsler ihr Gold aufzubewahren pflegten. Glendale hatte sie von einer seiner Asienreisen mitgebracht.

»Und was geschah dann?« fragte Sir Percy brummig.

Aber jedenfalls fing er an, der Geschichte Glauben zu schenken. Wenn man im Pavillon war, kam sie einem eben gleich wahrscheinlicher vor. Er betrachtete wieder das Bett. Ein obszönes Gestell, das viel zuviel Platz in Anspruch nahm und auf englischem Boden überhaupt deplaciert wirkte.

»Es ist ein echt tunesisches Bett«, sagte Lady L. und versuchte, seine Blicke wieder auf sich zu lenken. »Ich habe es selbst in Kairouan erstanden. Es stammt direkt aus dem Harem des Bey.«

»Schon gut, und wie ging die Sache dann weiter?« beharrte Percy ungeduldig.

»Zwei Wochen zur Vorbereitung eines Kostümballs mit allen Schikanen, das war wenig Zeit. Ich hatte alle Hände voll zu tun. Ausgerechnet hatten auch noch der Prince of Wales und seine Gemahlin für das nächste Wochenende ihren allergnädigsten Besuch – auf der Rückreise aus dem Bad – angekündigt, und das bedeutete mindestens zwanzig Gäste zum Frühstück, zu Mittag, zu Tee und Abendbrot. Ich hatte ungefähr fünfundsechzig Bedienstete, meinen Mann nicht mitgezählt, und bei mir allein lag die Verantwortung für das Wohl der Gäste. Ich hatte dafür zu sorgen, daß das Protokoll streng eingehalten und jeder seinem gesellschaftlichen Rang angemessen behandelt wurde. Die Tischordnung mußte genau dem Zeremoniell entsprechen. Die notwendigen Vorkehrungen nahmen meine ganze Kraft in Anspruch. Aber die Arbeit machte mir nichts aus. Ich lebte in einer Art glücklichem Trancezustand, denn ich wußte ja, daß ich nach dem langweiligen und förmlichen Besuch der Königlichen Hoheiten einen willkommenen Besuch zu erwarten hatte: Armand! Ich dachte nur noch an unser Wiedersehen. Das Schönste war der Gedanke, daß ich wirklich keine andere Wahl hatte und ihm so ganz und gar ausgeliefert war. Ich konnte es doch nicht darauf ankommen lassen, daß er mich in aller Öffentlichkeit bloßstellte. Die Enthüllung meiner Vergangenheit hätte einen Riesenskandal gegeben. Die Zukunft meines Sohnes wäre zerstört gewesen! Diese Überlegungen schlossen jeden morali-

schen Zweifel und alle Seelenqualen aus. Mir blieb nichts übrig, als das Beste aus der Sache zu machen, und dazu war ich freudig bereit. Leichten Herzens ging ich meinen Pflichten nach, stellte das Programm für den königlichen Besuch zusammen und knobelte die Tischordnung so aus, daß jeder den ihm gebührenden Platz bekam. Mein Mann wiegte sich übrigens gerade wieder einmal in der Hoffnung, zum britischen Botschafter in Frankreich berufen zu werden, und dazu konnte der Prince of Wales, wenn er geneigt war, natürlich unschätzbare Hilfe leisten. Wir mußten ihn also bei besonders guter Stimmung halten. Das war auch der Grund, warum ich meine Vorbereitungen so außerordentlich wichtig nahm. Ich muß sagen, der Gedanke, als Gattin des britischen Botschafters nach Paris zurückzukehren, machte mir riesigen Spaß. Ich würde die Stadt aus einer ganz anderen Perspektive kennenlernen. Aber ich durfte mich nicht zu früh freuen. Meine Zukunft hing allein von dem Wiedersehen mit Armand ab und davon, ob er mich noch immer liebte und wie sehr er sich um mich sorgte. Vielleicht, dachte ich, ist auch das eine *und* das andere möglich. In Paris ist es ja stets leichter, Herzensangelegenheiten zu regeln. Das würde sich alles finden. Zunächst kam es darauf an, daß der Kostümball und der kleine Juwelenraub nach Wunsch abliefen. Es durfte kein Makel auf mein Ansehen fallen. Ich machte mir die Mühe, alle Einladungen persönlich auszuschreiben, und versuchte, mich an alle

zu erinnern, denen ich verpflichtet war, damit sich niemand zurückgesetzt fühlte, wobei ich natürlich einige meiner arrogantesten Freunde mit besonderer Genugtuung einlud. Ich konnte es kaum abwarten, sie von ihrem protzigen Schmuck befreit zu sehen. Ich hatte das Gefühl, als führe Dicky mir die Hand und flüsterte mir ins Ohr: ›Liebling, du mußt unbedingt die Marquise de Terrence einladen. Sie soll nicht länger mit dieser schrecklichen Tiara auf dem Kopf herumlaufen!‹

Wie gesagt, es machte richtig Freude. Aber es gab zwischendurch auch immer wieder Momente der Besorgnis und sogar panischer Angst. Wie würde sich Armand benehmen? Ob er dahintergekommen war, welche Rolle ich bei seiner Verhaftung in Como gespielt hatte? Und wenn auch, wir liebten uns beide zu sehr, um uns die kleinen Grausamkeiten vorzuhalten, die wir einander hatten bereiten müssen. Mit dem ersten Kuß, redete ich mir ein, würde alles vergessen sein. Aber dann griff eine größere Sorge an mein Herz. Ich ließ Feder und Namensliste im Stich und eilte in den östlichen Flügel, wo das Kinderzimmer lag, nahm meinen Sohn in den Arm und begrub mein Gesicht in seinen dunklen Locken. Was immer auch seiner Mutter bei dem bevorstehenden schicksalhaften Treffen zustoßen mochte, der Kleine war nicht in Gefahr. Niemand ahnte etwas. Seine Zukunft war gesichert, das Spiel gewonnen. Meine Vorfrende, seinen Vater wiederzusehen, war so groß, daß ich sie

gern mit ihm geteilt hätte. Aber Jimmy war erst sieben Jahre alt und noch ein allzu junges Füllen. Wäre er nur etwas älter gewesen, würde ich ihm in diesem Augenblick alles erzählt haben, und er hätte alles gutgeheißen, bildete ich mir ein, und mir vergeben.

Plato erschien pünktlich zu der verabredeten Besprechung, diesmal sogar anständig angezogen und durch den Haupteingang. Bei hellichtem Tag! Er hörte mir lammfromm zu, den steifen Hut in der Hand. Ich merkte, wie seine Knie zitterten, als seine mißtrauisch umherschweifenden Augen den Prince of Wales gewahrten, der mit meinem Mann draußen auf dem Rasen spazierenging. Wie er so dastand, auf seinen enormen Plattfüßen – Plato, meine ich – und sich fortwährend verbeugte, überlegte ich mir direkt, ob er mit etwas Training nicht einen ganz brauchbaren Butler abgeben würde. Wenn er nur nicht so gern getrunken hätte!«

XII

Die Gäste, die mit dem Zug gereist waren, kamen in den frühen Abendstunden an und wurden vom Bahnhof mit Kutschen abgeholt. Denjenigen, die bereits am Nachmittag eingetroffen waren, hatte man im Italienischen Garten unter einem großen Zelt zum Empfang Tee serviert. Dieses Zelt war eine herrliche Sache. Es hatte einst dem König von Neapel gehört und war reich dekoriert mit possierlichen Engeln, Kupidos mit rosigen Popos, trompeteblasenden Cherubinen und beflügelten Karossen, die über den blauen Himmel stürmten.

Als es dunkel wurde, begaben sich die Herrschaften in ihre Zimmer, um sich für das Fest umzuziehen. Mehr als fünfzig Gäste waren im Haus, und der größte Teil von ihnen hatte noch Diener mitgebracht, die ebenfalls unterkommen mußten. Einige Gäste waren sogar von ihren Friseuren und Schneidern begleitet, die den Frisuren und Kostümen an Ort und Stelle den letzten Schick geben sollten. Auf den Korridoren eilten kichernde Dienstboten, gepuderte Perücken und falsche Barte schwenkend, hin und her. Aus den Zimmern drang aufgeregtes Schimpfen, weil das schwarze Augenpflaster für die Piratenmaske nicht aufzufinden war und dem barocken Musketier die Spitzenkrause nicht paßte.

Lady L. hatte sich für die Herzogin Alba entschieden, deren Porträt, von Goya gemalt, im Rosa Salon hing.

Bevor sie ihre Gäste begrüßte, trat sie – eine schwarze Mantilla umgelegt, eine rote Tüllrose im Haar – vor ihr Ebenbild im goldenen Rahmen und betrachtete in stummer Bewunderung die göttliche Herzogin, die so viel und so begabt geliebt hatte. Als sie ihren Mann kommen sah, der nach langem Zögern die Tracht eines venezianischen Dogen gewählt hatte, mußte sie leise lächeln. Ihr fiel ein, daß die Dogen nach alter Sitte feierlich dem Meer vermählt zu werden pflegten. Um acht Uhr war das Büffet bereits dicht umlagert, und das Orchester spielte die kitschig-romantischen Ungarweisen, die Lady L. gern bei Tisch hörte. Kurz nach neun, als sich die ersten Paare schon im Walzerтакт drehten, eilte Lady L. die Stufen des Osteingangs hinab und in den Park. Das Mondlicht glitzerte in den Zweigen, und die einzelnen Blätter schimmerten auf, als schwämmen Tausende von Silberfischen durch die schwarzen Wogen der Nacht. Die hell erleuchteten Fenster des Hauses überstrahlten die Sterne und ließen die Dunkelheit noch undurchdringlicher erscheinen.

Lady L. lief den Weg zum Sommerpavillon entlang. Die fernen Klänge der Musik verloren sich mehr und mehr im Rauschen der Bäume. Ihr ganzer Körper war von einer kribbeligen Unruhe erfüllt. Freude und Furcht überfielen sie abwechselnd. Sie lächelte herausfordernd, aber auch ein wenig schuldbewußt und trotzig, denn sie wußte jetzt, daß sie wirklich die Herzogin Alba war und Armand ihr unglücklicher Goya,

der auf sie wartete. Durch die Tür des Pavillons drang ein schmaler Lichtschein nach außen. Lady L. trat ein.

Der Jockey stand links vom Kamin, in orangefarbener und schwarzer Seide, der Reittracht ihres Gatten. Sie hatte den Dreß einfach aus dem Ankleideraum der Stallung geholt und auf dem tunesischen Bett bereitegelegt. Armand stand rechts neben dem Jockey. Er trug das mausgraue Kostüm eines französischen Marquis aus dem achtzehnten Jahrhundert, das sie eigens für ihn hatte anfertigen lassen. Es saß ihm wie angegossen. So gut hatte sie seine Figur in Erinnerung behalten und so wenig hatte sie sich verändert.

Mit einem tapferen Lächeln hatte sie den Raum betreten, aber nun kamen ihr doch die Tränen. Sie fühlte sich plötzlich schwindelig und geblendet und preßte eine Hand gegen ihr Herz. Sie war darauf gefaßt, daß er sie schlagen oder sogar umbringen würde – allerdings nicht bevor er sie noch einmal in seine Arme geschlossen hatte.

»Armand, mein Lieber!« schluchzte sie. »Wie hast du mir das nur antun können!«

Beruhigt spürte sie seine Lippen auf ihrem Mund und hörte dann seine Stimme, die, wie von jeher, eine so verwirrende Macht über sie ausübte, daß sie kaum die einzelnen Worte verstehen konnte.

»Meinst du, die acht Jahre haben *mir* besonderen Spaß gemacht? Irgend etwas ging schief. Jedenfalls fing uns draußen die Polizei ab.«

Also wußte er von nichts! Er verdächtigte sie nicht einmal. Natürlich nicht. Er hatte so ein naives Gemüt. Und wieder fühlte sie den unbändigen, mütterlichen Wunsch, ihn zu umsorgen. Trotz seiner Klugheit war er unschuldig und hilflos wie ein Kind. Ohne eine Frau, die sich um ihn kümmerte, war er verloren. Sie nahm sein Gesicht zwischen ihre Hände und sah ihm in die Augen. Er schien kaum gealtert. Nur seine Schläfen schimmerten grau, und in seinen Augen lag tiefere Niedergeschlagenheit als früher.

»Du kannst dir nicht vorstellen, was das für Jahre waren ohne dich«, sagte sie, noch immer sein Gesicht umfassend. »Ich war deswegen sehr böse auf dich! Wir hätten so glücklich sein können.«

Sie warf einen Blick auf den Jockey, der sie, genau wie in der alten Zeit, trübsinnig und gedankenversunken anstarrte. Im ersten Augenblick war sie überzeugt, daß er Bescheid wußte. Aber es war vielleicht doch nur die Art, wie er seinen gebrochenen Nacken hielt und den Kopf zur Seite neigte, was sie getäuscht hatte. Wie ein kranker, mißtrauischer Vogel kam er ihr vor, wie eine lebende Anklage. Sie fühlte sich betroffen und schuldig, viel mehr schuldig dem kleinen Jockey gegenüber als Armand. Denn Armand liebte sie ja, während Sapper sozusagen unschuldig, jedenfalls aber ohne Liebe hatte acht Jahre im Gefängnis sitzen müssen. Plato hielt sich diskret im Hintergrund. Er war als Franziskanermönch verkleidet, was ganz gut zu ihm paßte.

»Gehen wir«, sagte Armand.

Plato machte Ausflüchte. »Werde hier warten«, schlug er vor. »Fühle mich unsicher – schwaches Herz – nicht an Aufregungen gewöhnt – öffentliches Auftreten nicht meine Sache – hinter den Kulissen bin ich am besten.«

»Mach keine Faxen, alter Knabe«, drängte Armand. »So einen wie dich läßt man besser nicht allein. Ich traue dir nicht ganz. Also los, heb deine Plattfüße und komm!«

Aus der Ferne sah das Haus wie eine hübsch illuminierte Spieldose aus. Der Jockey ging voraus und zog den widerstrebenden und leise protestierenden Plato hinter sich her. Lady L. und Armand folgten in einigem Abstand. Sie hielt seine Hand und drückte sie mit solcher Kraft, daß sie ihr Blut in ihren Fingern pulsieren fühlte.

»Wirst du mit mir in die Türkei gehen?« fragte er.

»Bitte, Armand, frag mich jetzt nicht. Es ist alles nicht so einfach. Etwas später werde ich nachkommen.«

»Wann?«

»In ein paar Wochen. Wenn etwas Gras über die Sache gewachsen ist.«

»Ich werde auf dich warten.«

»Ich komme, sobald es geht. Aber ein Skandal würde keinem von uns nützen. Bitte vertrau mir doch!«

Im Ballsaal drehte sich alles im Walzertakt. Sie überquerten die Terrasse und traten durch verschiedene Türen ein: der Jockey in seinem Schwarz-Orange-

Dreiß, die Reitgerte in der Hand, nachdenklich, aber nach außen hin unbekümmert; Plato, in seiner Mönchskutte schwitzend und zitternd, sah sich nach allen Seiten um, als suche er schon nach einem Fenster, aus dem er notfalls hinausspringen könnte. Durch eine andere Tür trat ein stattlicher Marquis ein, der seinen Arm galant der Herzogin Alba geboten hatte. Sie waren ein so bezauberndes Paar, daß, als sie auf der Tanzfläche erschienen, die Piraten, Colombinen, Odaliskens, Scheiche und alle die unvermeidlichen Napoleons, Maharadschas und Carmens ihnen unwillkürlich Platz machten.

»Wo ist die Tasche?«

»In meinem Schlafzimmer. Aber – Armand, ich flehe dich an, laß es lieber sein. Ich gebe dir meine eigenen Juwelen dafür. Sie sind ein Vermögen wert.«

»Annette, es ist eine Frage des Prinzips. Ich möchte diesen Blutsaugern, die von der arbeitenden Klasse leben wie Parasiten, heute nacht all das Blut auspressen, das sie im Lauf ihres Lebens eingesogen haben.«

»Nein, Armand, das ist zu gefährlich. Irgend etwas könnte schiefgehen – wie damals in Como.«

»Es wird schon klappen!«

»Armand, ich will dich nicht noch einmal verlieren. Bitte, nimm meinen Schmuck.«

»Liebe Annette, du brauchst gar keine Angst zu haben. Deinen Schmuck nehme ich selbstverständlich auch. Er ist genauso dem Volk gestohlen. Aber die anderen müssen ihr Zeug auch hergeben. Ich hasse

dieses Geschmeiß. Wenn ich es auf andere Weise schädigen könnte, würde ich es tun. Aber die einzige Stelle, wo diese Leute verwundbar sind, ist der Geldbeutel.«

»Armand – «

»Was ist los?«

»Wo finde ich dich in „Konstantinopel?«

»Ich schreibe dir, sobald ich dort bin.«

Der Walzer war zu Ende. Es war verabredet, daß sie sich nach dem nächsten Tanz im Billardzimmer wieder treffen sollten. Inzwischen würde der Ball seinen Höhepunkt erreicht haben und für die drei, Armand, Sapper und Plato, die beste Gelegenheit sein, durch die Gästezimmer zu streifen und die Juwelen einzusammeln.

Lady L. verließ Armand und ging die Treppe hinauf ins Kinderzimmer. Ihr Sohn schlief fest und atmete ruhig. Der Mond schien auf sein Bettchen. Sie beugte sich über den Kleinen, versuchte, nachzudenken, zu sich selbst zu finden, sich zu besinnen, wer sie war und wohin sie gehörte. Sie wußte nicht mehr, ob sie nun Annette war, das Straßenmädchen aus Paris, nur für die Liebe lebend, oder Lady L. die hochangesehene, – gefürchtete und gefeierte Dame der *high society*, »die Frau, die alles besaß«, wie eine der Zeitschriften für die elegante Welt sie genannt hatte. Das einzige, an das sie sich in dem Aufruhr ihrer Empfindungen halten konnte, war das friedliche Gesicht ihres schlafenden Jungen. Sie drückte ihre Wange an sein Köpf-

chen. Er bewegte sich und murmelte etwas im Schlaf, ohne dabei aufzuwachen. Dann verließ sie ihn wieder und ging langsam die Treppe hinab. Vor dem Porträt der Herzogin Alba blieb sie stehen und arrangierte noch einmal die Mantilla und die Tüllrose. Jetzt sehen wir völlig gleich aus, dachte sie befriedigt. Ich möchte nur wissen, ob auch du *alles* haben wolltest.

Im Billardzimmer erläuterte ein Mephistopheles mit roter Kappe und langem Schweif einem John Bull in Zylinder, schwarzem Rock und Stiefeln die letzten Meldungen aus Südafrika. Ein schwarzbärtiger Araberscheich, einen bedrohlichen Dolch im Gürtel – in Wirklichkeit der holländische Botschafter am Court of St. James – äußerte sich gegenüber einem dicken Seeräuber über die Lage in Preußen. Der Seeräuber, mit einem roten Tuch um den Kopf, dem obligatorischen Augenpflaster und einem Krummsäbel, war kein anderer als St. John Smith, Erster Staatssekretär im Außenministerium. Lordrichter Oliphant, einer der strengsten Zensoren seiner Zeit, der mehr Verbrecher hinter Gitter gebracht hatte als irgendein anderer Vertreter seines Standes, war als Casanova verkleidet, was bewies, daß auch er seine heimlichen Träume hatte. Er trug eine weiße Perücke und den schwarzen Dreispitz darauf und trank Champagner, während er sich mit einem Franziskaner unterhielt, der ziemlich nervös aussah. Die Augen drohten ihm aus dem Kopf zu kullern. Er warf Lady L. einen hilfesuchenden Blick zu.

»Gewiß, Euer Gnaden – darin stimme ich ganz mit Euer Gnaden überein«, wiederholte Plato mechanisch mit heiserer Stimme und offensichtlich ohne zu wissen, worüber sein Partner überhaupt sprach. »Wie Disraeli einmal zu mir sagte – egal, was er sagte, jedenfalls hatte er vollkommen recht – war ein großer Mann, der Disraeli – ich wünschte, er wäre noch am Leben – wir pflegten zusammen auf Birkhuhnjagd zu gehen – oder waren es Rebhühner? – egal, natürlich nur in der offiziellen Jagdzeit, wirklich nur dann – und mit Jagdschein – hab niemals gewildert, solange ich lebe – sage immer: Tue recht, ehe das Recht dir was tut.«

Damit wollte er davonschleichen. Er machte einige Schritte rückwärts, stieß auf Lady L. und hielt sich an ihrem Arm fest. Er atmete schwer. Sein Gesicht schwitzte so übermäßig, daß die Augen wie in einer öligen Substanz schwammen.

»Das ist zuviel für mich – dieser Mann da – der Lordrichter – vor drei Jahren schickte er mich ins Kittchen – und fragt mich jetzt, ob wir uns nicht schon mal begegnet wären – das hält Plato nicht aus – hat getan, für was er bezahlt worden ist – hat alles arrangiert – ein Mann der Planung, des Geistes, nicht der Tat – braucht dringend ein Glas Portwein – völlig mit den Nerven herunter – armer Plato – nichts wie weg von hier.«

Armand stand in einer Nische des Billardzimmers, umgeben von drei reizenden Damen. Die erste war als

Fischer mädchen angezogen, die zweite spielte Marie Antoinette, die dritte Ophelia. Oder sollte es Julia sein? Für beide Rollen ist sie mindestens zwanzig Jahre zu alt, stellte Lady L. fest. Armand entschuldigte sich mit einer Verbeugung und kam zu ihr herüber.

»Plato hat die Hosen voll«, flüsterte sie ihm zu. »Du hättest dir einen besseren Mann aussuchen sollen. Er sieht aus wie ein geplatzter Ballon. Ich fürchte, er kriecht vor Angst.«

Armand zuckte die Achseln. »Na, wenn schon. Wovor er solche Angst hatte, wird die Leichenschau kaum zutage bringen. Ich verstehe nicht, wie ihn mir die Genossen in Mailand empfehlen konnten. Sie sagten, er sei der letzte Anarchist, den es in England noch gibt. Ich habe ihn nur mitgenommen, weil es zu gefährlich ist, ihn allein zu lassen. Und wie gesagt, es gab keinen anderen Mann. In einer halben Stunde, wenn die Stimmung auf dem Höhepunkt ist, fangen wir an.«

Sie traten hinaus auf die Terrasse. Die Schatten der Tanzenden huschten durch das Mondlicht. Musik und Gelächter klangen angenehm gedämpft. Lady L. befühlte ihre Kehle, schloß die Augen und atmete tief die kühle Nachtluft ein.

In Gedanken sah sie das zerfurchte, sarkastische Gesicht des alten Mannes vor sich, der ihr alles gegeben und ihr doch mit seinem Reichtum und seinem Stand alles genommen hatte.

»Nimm mich mit dir, Armand«, sagte sie, ohne die

Augen zu öffnen. »Ich will zurück.«

»Noch nicht, Annette. In deiner gegenwärtigen Position, habe ich mir vorhin überlegt, bist du uns nützlicher. Hier wirst du uns bessere Dienste leisten können.«

Sie glaubte, nicht richtig gehört zu haben.

»Uns?« fragte sie. »Gibt es noch jemand anderen außer dir und mir?«

Er küßte ihre Hand – ein Marquis küßte auf einer mondbeschiedenen Terrasse die Hand der Herzogin Alba.

»Wir sind Millionen, Annette! Millionen darbender, versklavter, von Furcht und Krankheit geschlagener Menschen. Wir gehören zu ihnen! Du stößt später in Konstantinopel zu uns. Wir warten auf dich.«

Plötzlich erkannte sie klar, daß er sie nicht verstand und auch gar nicht verstehen wollte. »Hör zu!« rief sie erregt. »Für dich, wohlgemerkt, für dich allein, gebe ich alles auf. Ich bin bereit, mein Kind zu verlassen, meine gesellschaftliche Stellung zu opfern, mein sorgloses Leben, meinen Luxus, meine Häuser und alle Sachen, an denen ich hänge, ich werde mich freudig für dich ruinieren – aber nur für dich allein. Nicht für Millionen Menschen, nicht für die namenlose Masse, deren Gesichter ich nicht kenne. Ich möchte mit dir leben, mit niemand anderem, verstehst du mich? Ich will nicht die Menschheit zur Rivalin haben, weil ich weiß, daß du sie mir vorziehen würdest. Ich will auch nicht, daß Liberte, Egalite und Fraterni-

te uns wie Straßenhunde nachlaufen und uns jedes bißchen persönliches Glück wegschnappen. Sie sehen alle drei wie Plato aus. Ich habe keine Lust, mir ihre häßlichen Gesichter immerfort anzusehen. Ich bin bereit, dir alles zu opfern, aber du mußt ebenfalls ein kleines Opfer bringen. So groß ist dein Herz nicht, daß darin die ganze Menschheit und auch noch ich Platz haben. Ich brauche einen weiten Raum für mich allein, Armand. Ich möchte ihn ganz ausfüllen, dein einziger Gedanke sein. Dafür helfe ich dir, meine Freunde ausplündern, und nur dafür werde ich meinem Leben hier adieu sagen.«

Aus dem Ballsaal erklang ein schneller, verführerischer Walzer. Sein beschwingter Rhythmus schien die Menschen ringsherum von allen Bürden zu befreien, und es gab in diesem Augenblick nur zwei traurige Gesichter in Glendale House.

»Während der ganzen Zeit im Gefängnis habe ich mich nach dir geseht, nach dir und nichts anderem«, sagte Armand langsam. »Ich wünschte nichts als frei zu sein, frei für dich. Aber ich bin es nicht. Ich glaube an etwas. Ich habe eine Überzeugung. Du kannst nicht verlangen, daß ich mich verstümmele. Du kannst dir nicht wünschen, nur den Schatten eines Mannes in deinen Armen zu halten. Ich muß für meinen Glauben kämpfen, Annette. Dafür hat die Natur den Mann als Mann erschaffen.«

Sie sah ihn fest an. Die eine Hälfte seines Gesichts war vom Licht angestrahlt, das durch die Fenster nach

außen fiel, die andere Hälfte beleuchtete der Mond. Sie versuchte, Armand zu begreifen, sein Gefühl zu teilen, mit seinen Augen zu sehen. Aber es gelang ihr nicht. Lieben und geliebt zu werden, war alles, was für sie zählte, der einzige Lebenszweck, den sie gelten ließ. Alles andere war Humbug. Ihre Lippen begannen zu zittern. Sie fühlte sich zurückgestoßen und mißhandelt. Wütend stampfte sie mit dem Fuß auf.

»Ich möchte nur dich, nur dich!« rief sie aus. »Ich will dich für mich allein, und ich werde einen Weg finden, daß du mir immer gehören mußt. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Annette, versuch doch zu verstehen! Es ist so ungeheuer schwierig, ein Mann zu sein.«

In seiner Höflingstracht sah er aristokratischer und gebildeter aus als alle Adligen, die ihr je begegnet waren. Ja, das war er: seinem Wesen nach ein Aristokrat, sogar ein verderbter Aristokrat, einer von denen, die nur ihren Genüssen und abwegigen Liebhabereien leben. Aber ich werde Mittel und Wege finden, schwor sie sich im stillen, um ihn an mich zu binden. Er wird mir gehören und niemandem sonst.

»Gehen wir wieder hinein«, sagte sie.

XIII

Sir Percy Rodiner sah sich noch immer mißtrauisch um. Er hoffte, daß sie tatsächlich einen triftigen Grund gehabt hatte, ihn hierher zu lotsen, denn es war nicht gerade ein Ort, der ihm behagte. Irgendwo mußte eine Uhr versteckt sein. Vielleicht hinter dem Paravent mit den Kartenspielköniginnen? Ihr unerbittliches Ticken klang in höchstem Maße unheimlich. Vielleicht war es sogar eine Bombe, deren Mechanismus vor einem halben Jahrhundert in Bewegung gesetzt worden war, und jetzt war der Augenblick gekommen, wo der abscheuliche Pavillon mit seinem ganzen Plunder in die Luft fliegen würde. Die Atmosphäre in diesem Raum hatte etwas von schlechtem Ruf. Sie brachte einen unwillkürlich auf zweideutige Gedanken. An Inspiration fehlte es gewiß nicht. Zum Beispiel die pseudo-orientalischen Bildchen von Damen mit kunstvollen Turbanen, in den Armen exotischer Liebhaber schmachtend, im Hintergrund der Bosphorus. Innenansichten aus einem Serail, zwei oder drei Skizzen von Delacroix: verwegene arabische Reiter, vor sich, quer überm Sattel, entführte Mädchen, die sich nicht sehr zu wehren schienen. Liebespaare, die sich in rasenden Troiken umarmten, oder im Schnee, unter Palmen und auf den üblichen Balkons und natürlich im Mondschein küßten. Alles wertloser Kram. Bis auf zwei echte Tiepolos. Allerdings wiederum Haremsszenen. Percy hatte gar nicht

gewußt, daß Tiepolo auch im Orient gemalt hatte. Als wäre Italien noch nicht obszön genug!

»Ich verstehe nicht, was dir an diesem kitschigen Zeug liegt«, schimpfte er.

Lady L. lehnte sich in ihrem Sessel zurück und spielte mit ihrem Kaschmirschal. Sie betrachtete nachdenklich einen Gegenstand, der ihr besonders zu gefallen schien. Percy folgte ihren Blicken und entdeckte wieder nur das Gesicht eines dieser längst begrabenen Schoßtiere, einen dicken gestreiften Kater in französischer Seemannstracht. Er überlegte, über wessen Gesicht sie wohl sein Bildnis malen würde, wenn er in die Reihen ihrer verblichenen Lieblinge eingegangen sein würde.

»Es sind viele Sachen hier, die ich nirgendwo anders unterbringen könnte«, sagte Lady L. langsam. »So ein Häuschen wie dieses hier hätte ich auch in Konstantinopel haben können, direkt über dem Goldenen Horn, und in diesem Milieu hätte ich mich dort bewegt. Deshalb hänge ich so sehr an allem was du hier siehst.«

Sie schüttelte unwillig den Kopf, als wolle sie sich von ihren Erinnerungen befreien, aber auch von der Vorstellung, sich von ihnen trennen zu müssen.

»Einen großen Teil meines Lebens habe ich in diesem Raum verbracht, mir ausgemalt, was hätte sein können, und mich von den Souvenirs, die du siehst, trösten lassen«, sagte sie.

Seltsam, wie schnell fünfzig Jahre vergehen, dachte

sie, und wie wenig man vergißt. Sie sah sich noch immer auf jenem Kostümball damals, sah die tanzen- den Paare und das Orchester in goldbetrefften öster- reichischen Uniformen. Sie hörte der Musik zu und dem Jockey, der in seinem leuchtenden Kostüm mit- ten im Renaissance-Salon stand und sich mit einigen Herren unterhielt, die – alle schon ziemlich angehei- tert – sich sehr für ihn zu interessieren schienen. Sir John Evatt war dabei, dessen Pferd Zephyr in diesem Jahr das Derby gewonnen hatte.

»Sie haben Hurrikan bei seinem letzten Rennen gerit- ten? Was Sie nicht sagen!« rief Sir John überrascht aus.

»So war's, Sir!« bestätigte der Jockey feindselig und klappte mit der Reitpeitsche gegen die Breeches.

»,Und sagten Sie nicht auch, Sie hätten Sirius für die Rothschilds geritten?«

»So war's, Sir!« sagte der Jockey. »Das war noch ein Pferd!«

»Und zweimal hätten Sie den Grand National ge- wonnen?«

»So war's, Sir!«

Die Herren sahen ihn abschätzend an.

»Dann sind Sie also als Sapper O'Malley hergekom- men, ich meine, als dieser kleine irische Jockey ver- kleidet, der sich vor zehn Jahren beim Grand Prix du Bois das Genick brach.«

»So ist's, Sir!« sagte Sapper.

»War ein großartiger Reiter, dieser Sapper«, sagte Sir

John.

»Ganz meine Meinung, Sir.«

»Jammerschade, daß er sich das Genick brach.«

»Ja, wirklich furchtbar schade, Sir.«

»Was mag er wohl noch durchgemacht haben?«

»Eine Menge, Sir, eine Menge.«

»Er war damals der beste von allen.«

»Das war er, Sir!«

»So einen wie ihn wird's nie mehr geben.«

»Er war einzigartig, das kann man wohl sagen.«

»Trinken wir auf seine arme kleine Seele«, schlug Sir John vor.

»Trinken wir auf alle Fälle, Sir!«

In diesem Moment trat Armand hinzu, dem das Spiel zu gefährlich zu werden schien. Er nahm Sapper zum Büffet mit, wo sie auch Plato trafen, der eine Tasse Bouillon nach der anderen trank. Sein Gesicht glänzte fettig, als habe er sich mit der heißen Brühe auch gewaschen.

»Halte es nicht länger aus«, sagte er mit zitternder Stimme. »Hab einfach Angst – kann hier nicht so mit nacktem Gesicht herumlaufen – alle Leute reinsehen lassen – bin das nicht gewohnt – immer hinter den Kulissen – niemals in der Öffentlichkeit, ist meine Devise – kein Mann der Tat – ein Idealist – ein Denker, Träumer, Planer von großen Projekten – kein Mann der Tat – ich bin so aufgeregt – ich glaube, ich gehe ein.«

»Ich glaub's auch«, sagte Armand und sah ihn dro-

hend an.

Die Tasse zitterte in Piatos Händen, und Tränen traten in seine Augen.

»Also los. Fangen wir an«, sagte Armand. »Wir beginnen im dritten Stock und grasen das Haus von oben nach unten ab.«

Er wandte sich an Annette.

»Gib auf das Orchester acht«, ermahnte er sie. »Es darf auf keinen Fall aufhören zu spielen. Nach vierzig Minuten treffen wir uns im Pavillon.«

»Sieh zu, daß es ohne Blutvergießen abgeht, Liebling«, bat sie ihn. »So etwas hinterläßt immer einen Makel. Mein Schlafzimmer ist im zweiten Stock, erste Türe rechts. Dort findest du auch die Reisetasche. Ich habe schon etwas von meinem Schmuck hineingetan.«

Annette sah ihnen nach, wie sie an die Arbeit gingen: der mausgrau livrierte Marquis, der Franziskanermonch und der Jockey im Seidendreß. Sie hielt den schwarzen Fächer vor ihren Mund und lachte. Was würde wohl die Herzogin Alba an ihrer Stelle getan haben? Jedenfalls würde sie einen Weg gefunden haben, ihren Liebhaber für immer an sich zu binden. Aber sie hat in einer Zeit gelebt, in der die Launen und Herzenswünsche einer Dame noch zum Gesetz erhoben werden konnten, dachte Lady L. Ich bin zu spät auf die Welt gekommen. In der modernen Welt ist kein Platz mehr für eine liebende Frau. Sie blieb vor Goyas Gemälde stehen und hob die Augen andächtig zu der göttlichen Herzogin empor. »Bitte, hilf

mir«, flehte sie sie an, »gib mir einen Rat, sag mir, was ich tun soll.« Dann ging sie wieder zu ihren Gästen zurück, blieb bei jeder Gruppe höflich stehen, unterhielt sich und lachte, spielte die vollkommene Gastgeberin. Die Stimmung war ausgezeichnet. Kein Zweifel, der Ball war ein großer Erfolg. Wie alle Feste, die sie je gegeben hatte. Ihr Gatte kam, um ihr zu gratulieren. Er war – wie stets, wenn sie Erfolg hatte – zufrieden mit sich selbst.

»Das nenne ich eine gelungene Partys meine Liebe. Die beste, die wir je gegeben haben. Übrigens: Smithson hat mir eben im Vertrauen gesagt, daß die Botschafterstelle in Frankreich tatsächlich noch unbesetzt ist. Er meint, du würdest eine hinreißende Botschaftersgattin abgeben. Ich hoffe nur, die Königin macht uns keinen Strich durch die Rechnung.«

»Ich glaube, sie hat nichts gegen dich oder mich persönlich einzuwenden«, sagte Lady L. »sondern nur etwas gegen Paris.«

Sie wurden unterbrochen. Einige ausgelassene Tänzer hatten eine Kette gebildet und jagten quer durch den Saal. Lady L. sah sich umringt von drei italienischen Monsignori, dem jungen Lord Ridgewood, Lord Brackenfoot und Lord Chilling. Sie gaben sich verzweifelt Mühe, als Draufgänger zu erscheinen. Diese Knaben! dachte Lady L. Champagner aus einem Seidenschuh trinken ist für sie das höchste der Gefühle. Sie schob die Herren lächelnd, aber energisch, beiseite und begab sich zum Orchesterpodium. Verstohlen sah sie

auf die kleine emaillierte Uhr, die sie als Brosche an ihrem Fichu trug. Es war drei Uhr morgens. Die vierzig Minuten, die Armand sich ausgebeten hatte, waren gleich vorüber. Die Musik spielte schrill und schnell, um keine Müdigkeit aufkommen zu lassen. Lady L. wandte sich an den Kapellmeister, einen lebhaften, rundlichen Wiener, und bat ihn, noch ungefähr eine halbe Stunde zu spielen. Er verbeugte sich, ohne in seinen schwungvollen Armbewegungen innezuhalten.

Aber einige Gäste wollten offenbar schon aufbrechen. Plötzlich sah Lady L. die Gattin des Reeders Oulbenkian, eine Marie Antoinette, ziemlich erschöpft die Treppe hinaufsteigen. Lady L. erschrak. Mein Gott, sie werden dort oben inzwischen doch fertig sein!

In diesem Augenblick ertönte aus dem ersten Stock ein lauter Aufschrei. Lady L. war zunächst überzeugt, daß alle ihn gehört haben mußten. Aber er schien im allgemeinen Lärm der Musik und der Unterhaltung doch untergegangen zu sein. Sie eilte zum marmornen Treppenaufgang und wartete dort eine Weile, den Kopf gesenkt, angestrengt lauschend, und spielte nervös mit ihrem Fächer.

Oben hatte Mrs. Oulbenkian ahnungslos ihr Zimmer betreten und dort zwei Männer, einen Jockey und einen Franziskanermönch, über ihrer offenen Schmuckschatulle angetroffen. Mit einem Hilferuf, dem durchdringenden Schrei, den Lady L. gehört hatte, war sie wieder hinausgestürzt. Darauf war Ar-

mand, der gerade im Nebenzimmer beschäftigt gewesen war, in den Korridor hinausgelaufen, hatte den beiden anderen das Zeichen zum Rückzug gegeben und war über die Treppe des Südflügels seelenruhig ins Parterre hinuntergegangen, um sich wieder unter die Gäste zu mischen.

Sie hätten alle drei über den Südflügel abgehen können, aber Plato, der sich so lange noch zusammengenommen hatte, verlor nun die Beherrschung völlig. Er wußte nicht mehr, was er tat. Die Reisetasche mit dem Gros der Beute in der einen Hand, in der anderen ein einzelnes Diamantenkollier, kam er die Haupttreppe herunter, direkt in den Ballsaal gestolpert. Trotzdem hätte er sich noch davonmachen können, wenn er seine Sinne beieinander gehabt hätte. Denn die Musik spielte eifrig weiter, die Paare wirbelten über das Parkett, und niemand schien den Schrei gehört zu haben. Aber anstatt den Saal zu durchqueren, als wäre nichts geschehen, kroch Plato auf allen vieren wie auf der Suche nach einem Mauseloch bald vorwärts, bald rückwärts an der Wand entlang, zog die Reisetasche hinter sich her und schleifte das Diamantenkollier über den Boden. Schließlich blieb er wie festgenagelt liegen und kehrte sein angstverzerrtes Gesicht dem Saal zu, daß alle es sehen konnten. Es sah so sehr nach ertapptem Dieb aus, daß sogar die Ahnungslosesten den Tanz unterbrachen und den Kerl anstarrten.

Jetzt erschien Sapper, der Plato nachgelaufen war, um

ihn aufzuhalten, am oberen Ende der Treppe, und Plato, der ihn erblickte, schrie gellend: »Hilfe, Hilfe! Sie sind hinter mir her!«

Der Jockey zögerte eine Sekunde. Dann kehrte er um und verschwand, während ein Konquistador – Sir Allan Douglas – und ein Stierkämpfer – der junge Patrick O’Patrick – sich eines gefallenen Franziskanermönchs annahmen.

Kaum hatten sie ihn beim Kragen, legte Plato auch schon ein Geständnis ab. »Ich wollte nicht, glauben Sie mir, ich wollte gar nicht«, jammerte er. »Sie zwangen mich...« Lady L. griff sich an die Kehle. Plato sah sie unverwandt an. Wenn die beiden Herren ihn nicht festgehalten hätten, wäre er gewiß auf sie zugekommen oder hätte mit dem Finger auf sie gedeutet. Und jetzt gewahrte sie auch Armand, der sich, eine Pistole in der Hand, einen Weg durch die Menge der neugierigen und entsetzten Zuschauer gebahnt hatte und gelassen nähertrat. Als Plato ihn sah, kam ein schwaches, hoffnungsvolles Lächeln auf sein Gesicht. Die beiden, die ihn festhielten, sahen ebenfalls gespannt auf den eleganten, bewaffneten Marquis. Plato versuchte seine Arme freizubekommen und seinem Retter entgegenzulaufen. Er wehrte sich verzweifelt.

Armand machte noch einen Schritt auf ihn zu, ermutigte ihn mit einem Blick, seine ganze Kraft zusammenzunehmen, und als Plato sich erneut aufbäumte, hob Armand die Pistole und schoß ihm mitten durchs Herz. Auf dem fetten, runden Gesicht er-

schien ein Ausdruck höchster Überraschung. Dann sackte der Mann zusammen und verschwand bis über den Kopf in der Kutte, die schlaff wie ein halbgefüllter Sack zwischen den Herren Sir Allan Douglas und Patrick O'Patrick hing.

»Meine Damen und Herren«, rief Armand in den Saal, »ich bitte Sie, Ruhe zu bewahren. Ich bin Captain Lagarde von der Pariser Kriminalpolizei. Es halten sich einige langgesuchte Verbrecher unter Ihnen auf, und ich muß daher bitten, daß jeder dort stehenbleibt, wo er sich jetzt befindet. Wir werden sofort die Identität eines jeden Anwesenden überprüfen. Meine Kollegen von Scotland Yard haben bereits den berüchtigten Banditen Armand Denis verhaftet. Aber wir wissen, daß einige seiner Komplizen noch auf freiem Fuß sind. Unter keinen Umständen darf einer von Ihnen das Haus verlassen.«

Die Musik hatte aufgehört. Die Gäste standen in Gruppen beieinander, schwiegen und wagten sich nicht zu bewegen. Es war, als wäre ein Ballett von aufziehbaren Wachsfiguren mit einem Ruck zum Stillstand gekommen. Armand hob die Reisetasche auf, die zu Piatos Füßen lag – das heißt: Captain Lagarde konfiszierte das Diebesgut –, und verbeugte sich vor Lady L.

»Madame«, sagte er galant, »ich bin untröstlich, daß wir Ihnen diese Unannehmlichkeiten nicht ersparen konnten. Bitte verzeihen Sie uns. In wenigen Minuten wird alles erledigt sein.«

Er verbeugte sich nochmals und murmelte dabei mit kaum vernehmbarer Stimme: »Ich warte im Pavillon auf dich.« Dann ging er über die Terrasse ab.

Lady L. fühlte sich ebenfalls veranlaßt, eine Erklärung abzugeben. Sie stieg ein paar Stufen die Treppe hinauf, wandte sich zu ihren Gästen und sagte mit erhobener Stimme: »Meine Damen und Herren! Soviel ich verstanden habe, ist hier ein Diebstahl entdeckt worden. Ich werde dafür sorgen, daß die Sache sofort in Ordnung gebracht wird. Maestro, bitte spielen Sie weiter!«

Aufgeregtes Gemurmel setzte ein, das jedoch schnell von der Musik übertönt wurde. Die Wachsfiguren erwachten wieder zu Leben. Nur der Franziskanermönch blieb regungslos auf dem Parkett liegen. Er hielt die Augen noch immer weit aufgesperrt.

Lady L. hob ihr Kleid ein wenig hoch und stieg über Plato hinweg. Unterwegs in ihr Schlafzimmer fragte sie sich, was wohl mit Sapper geschehen sein mochte. Aber sie hatte keine Zeit, nach ihm zu forschen. Schnell ging sie durch ihr Zimmer und erreichte durch eine Tapetentür, die zu den Dienstbotenräumen führte, eine Hintertreppe. Man konnte die Keller durch die Küche und die Korridore laufen, Türenschlagen und Geschirrgeklapper hören und aus der Ferne die aufgebrachten Stimmen der Gäste und ihr hysterisches Lachen.

Lady L. befand sich im Hof. Vorsichtig ging sie mit ihren zierlichen Schuhen über das Kopfsteinpflaster.

Plötzlich sah sie im Mondlicht etwas auf dem Boden liegen, einen Gegenstand, orangefarben und schwarz. Sapper mußte wohl versucht haben, am Abflußrohr aus dem dritten Stock herunterzuklettern, und nun lag er auf den harten Steinen zerschmettert, zum letztenmal gestürzt, die Reitgerte noch an seiner Seite. Sie sah ihn eine Sekunde lang stumm an und machte sich dann auf den Weg zum Pavillon.

XIV

Die Wolken, der Mond, die Sterne, die schimmernenden Blätter, die ganze Nacht schien unter Annettes Herzschlag zu vibrieren. Die Zweige der Fliederbüsche zerrten an ihrer Mantilla. Sie verfluchte – auf französisch – ihre Stöckelschuhe. Schließlich zog sie sie aus und lief auf Strümpfen weiter. Die Wolken jagten am Himmel entlang, als wären sie von Annettes Panik angesteckt worden. Der Mond verschwand hinter den wehenden Schleiern. Sie stolperte, fiel beinahe und fluchte wieder vor sich hin. Dann hatte sie den Pavillon erreicht und tastete nach der Türklinke.

Neben dem Bett brannte zaghaft eine Kerze. Armand stand in ihrem flackernden Licht, die Pistole in der Hand. Mit einem tiefen Seufzer warf Annette sich ihm entgegen. »Liebster! Ich dachte schon, du wärest auf und davon.«

»Was ist mit Sapper?«

»Tot.«

Armand sagte nichts, aber ein scharfer Schmerz, eine plötzliche ungeheure und endgültige Verzweiflung zeichnete sein gequältes Gesicht. Sie spürte, wie sein ganzer Körper erstarrte. Er zog sie näher zu sich heran und preßte seinen armen Kopf gegen ihre Wange. Eine schwache, absurde Hoffnung leuchtete in ihr auf. Sie schloß die Augen zu einem inbrünstigen Stoßgebet und wartete auf ein Wort der Gewißheit, darauf, daß er seine Niederlage eingestand, auf eine

Stimme, die sagte: »Das war der letzte Versuch. Von jetzt an gibt es für mich nichts anderes mehr als nur dich.« Aber er blieb stumm.

Er betrachtete die kleine verbogene Kerze, die ihn wie mit schräg gehaltenem Kopf und schiefem Nacken anzuschauen schien, und lächelte sie traurig an.

»Wir werden dein Angedenken in Ehren halten, Sapper«, sagte er leise.

Er küßte ihr Haar.

»Ich muß jetzt gehen.«

»Ja, du mußt. Ich weiß.«

Er stieß mit dem Fuß gegen die Reisetasche. »Von dem, was da drin ist, können wir ein Jahr lang leben.«

Wieder rührte sich eine winzige Hoffnung in ihr. Aber sie wußte nur zu genau, wen er mit »wir« meinte: Millionen und aber Millionen von irgendwelchen Leuten im Osten oder Westen, in Paris oder China – so viele, daß zwei Menschen im Ameisengewimmel der Mitmenschen niemals zueinander finden würden. Und selbst wenn sie *ihn* finden würde – Armand würde *sie* in der Menge überhaupt nicht mehr erkennen.

»Ja, mein Liebling«, sagte sie mütterlich und streichelte ihm über das Haar.

»Zuerst schlagen wir in Rußland los, gegen den Zaren. Dafür brauchen wir das Geld am dringendsten.«

Sie sah ihn zugleich zärtlich und mit Widerwillen an.

»Ja, mein Liebling«, wiederholte sie. »Ich weiß schon. Ich verstehe dich ja.«

»Diese kleinen deutschen Königreiche wie Württemberg wären allerdings auch reif. Die Studenten sind seit langem unruhig, und bald werden die Straßen mit Barrikaden versperrt sein. Aber man kann nicht überall sein.«

»Nein, das kann man nicht«, sagte sie. »Wir müssen unser Bestes tun, egal, wo.«

Doch er war unzugänglich für jede Ironie. Er nahm alles viel zu ernst, zu wichtig, zu dringlich. Ihm fehlte jede Lebensfreude, jeder Humor. Er lebte nur seiner überspannten Idee, die Welt zu retten. Ein Egoist war er, ein unbeherrschter Genußmensch, der nichts als die ganze Menschheit liebte. Für eine Frau war kein Platz in seinem Herzen. Es langte gerade für alle Menschen zusammen. Er konnte nur in Millionen denken. Er hatte überhaupt keine Ahnung, wie man sich einem einzelnen Menschen hingab, wie man sich für ihn opferte, sich auf ihn konzentrierte, ihn liebte. Ekelhaft geradezu, wie er seinen ehrgeizigen Vorstellungen verfallen war, – so wie andere süchtige Männer dem Gold.

Und trotzdem liebte sie ihn noch immer. Sie begehrte ihn leidenschaftlich und unbarmherzig und durfte ihn doch nicht für sich allein haben. Sie hatte von Anfang an kein Glück gehabt. Sie hätte einen Spieler, einen Morphinisten, einen Taschendieb, einen Säufer lieben können – aber nein, es hatte ein Idealist sein müssen. Vor Zorn kamen ihr die Tränen, doch sie weinte nicht. Nie mehr würde sie um ihn weinen. Sie

würde ihm noch einmal Adieu sagen – um dann für immer Besitz von ihm zu nehmen. Sie dachte gar nicht daran, ihn wieder zu ihrer Rivalin zurückkehren zu lassen, zu seiner Mätresse *Menschheit*, die er mehr liebte als seine Annette. Die *Menschheit* wird sich mit einem anderen Liebhaber abfinden müssen, dachte sie. Armand wird sie nicht mehr in seine Arme schließen.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte er. »Ich muß unterwegs nach Genua sein, bevor die Polizei hier ist. Ich habe eine knappe Stunde Vorsprung.«

Anstatt zu antworten, setzte sie sich auf das Bett und begann sich auszuziehen. Sie tat das, was die Herzogin Alba an ihrer Stelle auch getan hätte. Der Zweck heiligte die Mittel. Sie haßte ihre Rivalin zu sehr. Er durfte sie nicht wiedersehen, seine Menschen-Millionen. Jetzt war sie halbnackt, hatte nur noch die schwarze Mantilla um die Schultern und die rote Tüllrose im Haar. So sah sie ihn wortlos, aber herausfordernd an.

»Liebling«, sagte er verschämt, »wir haben so wenig Zeit...«

»Du darfst jetzt nicht weggehen«, unterbrach sie ihn. »Es ist viel zu gefährlich. Hier bist du für einige Tage in Sicherheit. Der Pavillon ist meine private Zuflucht. Ohne meine Erlaubnis darf ihn niemand betreten. Nur ich habe den Schlüssel. Wenn sich alles beruhigt hat, kannst du gehen... Zurück zu deiner größeren Geliebten.«

Die schiefe Kerze flackerte, und die Schatten an der Wand zitterten. Das rosa Kleid der Herzogin Alba fiel zu Annettes Füßen nieder. Armand beugte sich über sie und küßte ihre Schulter.

»Ich glaube, du hast recht. Dein Plan ist besser. Dein Kopf ist kühler als meiner. Du solltest immer an meiner Seite sein, um mir zu helfen!«

Ihre Stimme bebte ein wenig, als sie zärtlich sagte:

»Aber gewiß, mein Liebling, ich will dir ja helfen.«

Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken, zog ihn fest an sich und fiel mit ihm auf das große tunesische Bett. Sie spürte seine Lippen und die Hand, die ihr Haar streichelte. Der Gedanke, daß es zum letzten Male war, brachte sie wieder zum Weinen, aber diesmal ließ sie ihren Tränen freien Lauf. Und dann wußte sie plötzlich selbst nicht mehr, ob ihre Seufzer die Stimme der Verzweiflung waren oder das letzte verschwommene Gestammel eines Glücks, das sie nun nie mehr so erleben würde.

Sie atmete tief und kleidete sich langsam wieder an. Armand lag noch auf dem Bett, mit geschlossenen Augen, als warte er, daß sein Körper zu ihm zurückkehre. Sie wagte nicht, ihn anzusehen. Sie war zu ihrer Tat entschlossen, und sie wollte sich durch nichts von ihrem Vorsatz abbringen lassen. Es mußte sein. Nur ein kleiner Eingriff, schnell und endgültig, und dann würde es keine Trennung mehr geben.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte Lady L. sanft. »Ich behalte den Schlüssel. Gegen Morgen komme ich wieder.

Sobald die Polizei weg ist.«

Er spielte mit ihrer Mantilla und mit der Tüllrose, die aus ihrem Haar gefallen war. Sie hatte ihre Schuhe angezogen, öffnete die Tür und trat in die Morgendämmerung hinaus.

Mit leisem Aufschrei wandte sie sich wieder um.

»Armand, schnell! Sie kommen!«

Er sprang auf. Sie sah, daß er nach seiner Pistole suchte, stürzte zu ihm und packte ihn am Arm.

»Nein, bitte nicht. Versteck dich hier. Schnell!«

Sie schloß die Madras-Truhe auf und hob den Deckel hoch.

»Da hinein, Liebling. Hier werden sie dich nicht finden.«

Er stieg in die Truhe, noch immer die Mantilla und die Rose in der Hand. Annette schaute sich suchend um, griff die Reisetasche mit den Juwelen und die Pistole und warf beides zu ihm in den Kasten. Dann lächelte sie ihn ein letztes Mal an. Es war ein grausam-zärtliches Lächeln.

»Sie werden bald wieder weg sein. Und dann trennen wir uns nie wieder«, sagte sie zuversichtlich, klappte den Deckel zu und drehte den schweren Schlüssel zweimal im Schloß herum.

Sir Percy Rodiner saß aufrecht und mit kreideweißem Gesicht in seinem Sessel. Er atmete japsend, als wäre jemand hinter ihm her, versuchte, sich zu erheben, oder wollte etwas sagen, hob langsam die Hand, aber sie fiel kraftlos wieder herunter.

Lady L. stand vor der Truhe aus Madras und betrachtete sie mit ihrem grausam-zärtlichen Lächeln, dem berühmten Lächeln, dessen Darstellung noch keinem Maler gelungen war.

»Mein armer Armand«, sagte sie, »du warst schrecklich grausam zu mir, und ich liebte dich so. Du sollst wissen, daß dein Sohn der derzeitige Duke of Glendale ist. Alle deine Enkel sind Säulen der Gesellschaft. James ist Direktor bei der Bank von England, Anthony wird demnächst zum Bischof geweiht, Richard dient bei der Garde, und Roland ist Kabinettsminister. Alle sind gut konservativ, alle! Das müßte dir doch eine Lehre sein!«

Diesmal gelang es Percy, seine Hand hochzuheben. Sie zitterte zwar, doch er schaffte es, einen Finger auf das unförmige, schwere Ding zu richten, das wie eine Ein-Mann-Festung aussah.

Lady L. sprach wieder mit sich selbst. »Manchmal kann ich es nicht ertragen«, sagte sie. »Ich meine, den Gedanken, daß ich eines Tages sterben werde und dich für immer verlieren soll. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich nicht mehr hierherkommen, nicht mehr mit ihr sprechen und bei dir sitzen soll wie beinahe jeden Tag in den letzten fünfzig Jahren.«

Jetzt bekam Percy endlich auch seinen Mund auf. Aber seine Stimme klang merkwürdig hoch wie die eines Eunuchen, und er konnte einfach keine Worte finden.

»Willst du damit sagen, daß - daß er - daß du ihn

noch immer.«

Dann verschlug es ihm wieder die Sprache, und er konnte nur noch mit zitterndem Finger auf die Truhe deuten.

Lady L. holte einen schweren schwarzen Schlüssel aus ihrer Tasche und steckte ihn ins Schlüsselloch. Sie drehte ihn zweimal herum und öffnete den Deckel.

In der Truhe aus Madras kniete Armand. Er trug noch immer das mausgraue Kostüm eines Marquis aus dem achtzehnten Jahrhundert. Die Seidenstrümpfe hafteten fest an den Knochen, die weißen Kniehosen hingen nur locker um sie herum. Neben Armand stand eine Reisetasche, halb zugedeckt von einer schwarzen Mantilla. Zwischen den Schnallenschuhen lag eine Pistole. Die rechte Hand des Skeletts hielt eine rote Tüllrose.